



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kaiser Karl V.

Werden und Schicksal einer Persönlichkeit und eines Weltreiches

Brandi, Karl

München, 1942

Buch I. Dynastie, Länder und Reiche. Jugendzeit des Kaisers

[urn:nbn:de:hbz:466:1-71753](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-71753)

I.

Dynastie, Länder und Reiche

Jugendzeit des Kaisers

1. Der Herzog von Burgund

Das Haus Habsburg stammte vom Oberrhein. Es war in Österreich zu fürstlicher Macht gelangt, hatte von hier aus schon in den Tagen Rudolfs von Habsburg die größeren Möglichkeiten des Donauraumes mit den natürlichen Bindungen an Böhmen und Ungarn ins Auge gefaßt, um in der Folge zunächst doch wieder dem Schicksal aller dieser deutschen Fürstenhäuser von den Merovingern bis zu den Wittelsbachern und Welfen zu verfallen, der Selbstzerrüttung durch Erbteilungen. Der König und Kaiser Friedrich III, ohnmächtig im Reich, zumal er sich in die habsburgischen Länder mit seinem Vetter Sigismund von Tirol teilen mußte, verlor zeitweilig auch das Kernland Österreich an den König Matthias Corvinus von Ungarn, der 1485 in seine Residenz Wien einzog und diese Machtstellung bis zum Tode 1490 behauptete. Friedrichs einziger Sohn Maximilian, der Großvater Karls V, hätte deshalb noch lange nur einer bescheidenen Zukunft entgegengesehen, wenn ihm nicht mit Marie von Burgund die Hand der reichsten Erbin des damaligen Europa zuteil geworden wäre.

Zwar die Macht ihres Vaters, Karls des Kühnen, war begrenzt, sein Fürstentum zerrissen und uneinheitlich. Indessen das dynastische und raumpolitische Verhältnis zu Frankreich und England, die Lage am Kanal, die wirtschaftliche Blüte seiner Länder und der Reichtum seines Hauses an Schätzen aller Art schienen ihm und seinen Erben den höchsten Glanz der Herrschaft und ungemessene Aussichten auch auf die große Politik zu gewähren. Nirgends in Europa gab es um die Mitte des 15. Jahrhunderts, als die Medici sich erst erhoben, die Päpste noch um ihre Residenzstadt kämpften, Frankreich sich mühsam aus dem englischen Krieg erholte und England selbst den Kämpfen der York und Lancaster entgegenging, derartige Schätze an Varmitteln, an Edelsteinen, Gold- und Silbergeschirren, Prunkstücken und Kunstwerken aller Art, wie am Hofe von Burgund.

Die Familie bildete die jüngere Linie des französischen Königshauses. Sie besaß das Kronlehen des Herzogtums Burgund mit Dijon und den berühmten, heute zerstörten Grabstätten des Geschlechts in der nahe gelegenen Karthause, sowie andere französische Lehen in den Küstenlandschaften von Flandern, Ar-

tois und Picardie mit Arras, Lille, Ypern, Gent und Brügge. Sie besaß dazu als deutsche Reichslehen die Freigrafschaft Burgund, die sogenannte Franche Comté mit Dôle und Besançon, sowie, an Flandern östlich anschließend, das nicht minder reiche Brabant mit Brüssel, Löwen, Mecheln und Antwerpen, weit nach Norden ausgreifend bis Hertogenbosch an der Maasniederung. Südlich davon den Hennegau mit Mons und Valenciennes; dann Namur an der Maas und weiter östlich die zu Herzogtümern gewordenen alten Grafschaften Luxemburg und Limburg. Endlich die weiten Schiffer- und Händlerlandschaften im Rheindelta und nördlich davon; insbesondere die einstweilen noch bescheidenen, wasserdurchspülten Flächen von Holland und Seeland mit Amsterdam, 'sGravenhage, Leiden und Delft, nebst Vere und Middelburg auf den südlichen Inseln. Alle diese Lande waren seit 1369 nach und nach durch Heirat oder Kauf von den letzten Dynastien der Grafen von Flandern und Luxemburg, der Herzöge von Brabant und Limburg, sowie den wittelsbachischen Erben im Hennegau, in Holland und Seeland erworben. Ein lockeres Gefüge von Herrschaften, wie überall auf dem Boden dieses fränkisch-deutschen Reiches; bewohnt von einem Adel auf Grundherrschaften und Schlössern, über Bauern und Knechten; von einer vielfach längst nach Norden, Süden und Osten im Weltverkehr stehenden selbstbewußten Bürgerschaft; durchsetzt von geistlichen Gebieten, vor allen den großen Hochstiften von Cambrai an der Grenze von Deutschland und Frankreich, — von Lüttich, das sich in weitem Bogen zwischen Hennegau und Luxemburg nördlich bis Maaseyk erstreckte, — und von Utrecht, dessen östliches Oberstift von dem westlichen Niederstift durch die große noch reichsunmittelbare Grafschaft Geldern getrennt wurde. Die Stifte, besonders das Oberstift Utrecht (Overijssel), und Friesland mit Groningen waren einstweilen noch freie Reichsstände, wenn auch gleich Geldern längst in die politischen Kombinationen Burgunds hineingezogen. Hatte doch sogar Cleve am Niederrhein mit seiner Dynastie wenigstens den höfischen Anschluß an Burgund gefunden.

Die Niederlande und Burgund

Nach Bevölkerung, Sprache und Wirtschaftsformen waren alle diese Länder ebenso uneinheitlich, wie nach ihrer politischen Vergangenheit. Aber es lag darin auch ein Teil des Reichtums ihrer Kultur, wie eine reizvolle Fülle staatlicher Aufgaben. Von Flandern und Artois bis Brabant alte Industriegebiete, durch die Seehäfen in Verbindung mit der weiten Welt, getragen von bedeu-

tendem Import und Export, vor allem an Wolle und an Luchen. Von Süden her berührte sich hier der italienische Handel mit dem englisch-schottischen und dem hanseatischen des Nordens. Nach Portugal und Castilien ging es westwärts, wie auf den Schiffen der Hanse tief in den baltischen Osten. An dem östlichen Handel beteiligten sich längst auch auf eigenen Schiffen die holländischen und friesischen Landschaften; die overysselschen Städte Kampen, Zwolle und Deventer in alter Verbundenheit mit der Hanse, die aufstrebenden Holländer und Seeländer gegen sie. Die Fischer und Schiffer brauchten Salz und Holz, und das ganze flache viehreiche Land bedurfte längst auch eines Zuschusses an Getreide.

Staatspolitisch gehörten die gewichtigsten Teile der Herrschaft allerdings zum Deutschen Reiche. Flandern hatte sich wenigstens von Frankreich freigekämpft, ohne zunächst noch aus der Gerichtsbarkeit des Parlaments von Paris ausgelöst zu sein. Aber der Vertrag von Arras zur Sühne des Mordes an Johann ohne Furcht und zur Herstellung des Friedens mit Karl VII (1435) hatte umgekehrt dem Herzog in Frankreich eine ganz außerordentliche Stellung verbrieft. Ihm waren nicht nur Boulogne, Artois und die Landschaften an der Somme ausdrücklich zugestanden, sondern für alle seine Lehen auch die Freiheit von der Huldigung. Das war wie eine Auslösung aus dem französischen Reiche. Gleichwohl beanspruchte die burgundische Dynastie nach wie vor in Frankreich den ersten Platz neben der Krone. Orléans und Bourguignons, Ludwig XI und der Herzog von Burgund, standen auf gleicher Stufe mit den Königen von England, die ja noch die Krone von Frankreich im Titel führten. Von hier aus ist das wechselnde Verhältnis Burgunds zu den beiden Kronen ursprünglich als eine innerstaatliche Angelegenheit zu betrachten, die aber unmerklich in ein außenpolitisches Verhältnis überging. „Majestät“, sagte der Herzog von Burgund zum König von Frankreich, wenn sie zusammen waren; aber eben deshalb träumte Karl der Kühne von einem unabhängigen Königtum Großburgund, von einer dauernden Festsetzung in Geldern, einer breiten Verbindung der Niederlande mit der Franche Comté und Burgund durch das Herzogtum Lothringen, und Erwerb einer Machtposition an den Vogesen und am Jura durch Übergreifen in das habsburgische Elsaß und in den Bereich der noch vorwiegend bäuerlichen Schweizer Eidgenossen. Eben das Verlangen nach Rang-erhöhung und europäischer Anerkennung hatte Karl den Kühnen dem Kaiser Friedrich genähert und schließlich in das Verlöbniß seiner Tochter mit Maximilian willigen lassen.

Das alles war auch für die innere Entwicklung seines Staates wichtig. Mußte das Streben einer kühnen Staatsführung zunächst auf die räumliche

Abmundung des Herrschaftsgebietes gerichtet sein, so galt es für den Herzog nicht minder die Lande innerlich zu vereinheitlichen, sowohl durch festere Zugehörigkeit zur Dynastie wie durch die Umbildung geschlossener Verwaltungseinrichtungen für Rechtspflege und Finanzen.

Beides lag im Sinne hervorragender Diener der Herzöge und in den Traditionen ihres Hauses.

Der aufstrebende Staat war gewiß in vielen Zügen modern, weil die gemischte Wirtschaft und ein lebhafter Verkehr entwickelte Formen des Handels und eine Weiträumigkeit der Interessen mit sich brachten, vergleichbar denjenigen der damaligen italienischen Stadtstaaten. Aber im Gegensatz zu deren historisch bedingter, wenn auch unerfüllter Nationalitätsidee und im Gegensatz erst recht zu den wirklich schon auf dem Wege zu Nationalstaaten befindlichen Reichen von England und Frankreich stellte Burgund noch ein recht mittelalterliches Machtgebilde dar. Je mehr dieser sprachlich gemischte Staat nicht nur das kirchliche Gefüge, sondern auch ein gut Teil der historischen Traditionen und der städtischen wie der ritterlichen Kultur seiner Nachbargebiete diesseits und jenseits des Kanals teilte, um so mehr lag in der dynastischen Idee das entscheidende Moment der Einheit. Es wurde verstärkt durch ein Beamtentum, das auch später noch zu einem beträchtlichen Teil aus der Franche Comté stammte und jedenfalls den einzelnen Landschaften fremd war. Der studierte Nachwuchs kam aus der einzigen Universität des Landes, aus Löwen, aber auch aus dem ferneren Ausland. Römischrechtlich geschult brachte er eine höhere Staatsidee allgemeiner Art mit, ohne sie voll durchsetzen zu können.

Dem stärker wirkte vorerst der ritterliche Dienst bei Hofe, der die Führer des Landadels sowohl mit der Dynastie wie untereinander verknüpfte, vielfach freilich auch noch mit dem Auslande. Überall die weitesten politischen Verbindungen und zugleich die Tendenz auf Zusammenschluß der Länder zu einem Staat.

Die höfische Kultur

So gelang die Vereinheitlichung der burgundischen Herrschaft am ehesten durch den Hof und seine ritterliche Kultur. Noch waren und blieben ja für geraume Zeit alle diese deutschen wie französischen Länder durch den Adel regiert. Städte und Bürgerschaften waren erwünscht und wurden gefördert, weil sie Geld ins Land brachten und den Wohlstand trugen und mehrten; auch weil sie als Burgen und Besatzungen allein wirklich militärische Widerstandskraft besaßen.

Aber sie hatten bei weitgehender, wenn auch oft umstrittener Selbstverwaltung, abgesehen von Zeiten innerer Unruhen, keinen Anteil am politischen Regiment. Dieses lag ausschließlich bei den Herren. Auch die Geistlichkeit hatte hier zu Lande geringere Bedeutung. Die Abteien waren alle landsässig geworden und die großen Stifte in zunehmende Anlehnung an die Dynastie gebracht. Nicht, daß sie schon gänzlich abhängig gewesen wären und nicht Herde von Aufspaltungen werden konnten wie Lüttich und Utrecht. Aber wenn man liest, wie Bastarde von Burgund, selbst wieder mit stattlicher Kinderchar, die Bischofsstühle inne hatten, so erkennt man die Wege, auf denen sich die Einfügung in das Herzogtum vorbereitete. Jean de Bourgogne, der Bruder des Herzogs, war Bischof von Cambrai trotz seiner siebzehn Kinder; die Söhne Philipps des Guten, David und Philipp de Bourgogne, Bischöfe von Utrecht.

Nur in der geistigen Kultur behielten die Kleriker ihre Führerstellung aus älteren Kräften, und wenn unter den Prälaten die ritterliche Lebensart nach den Traditionen ihrer Familien überwog, so schufen umgekehrt die niederen Schichten der kleinen Klöster und Häuser nicht ohne Zusammenhang mit dem aus Italien übernommenen und vertieften Schulhumanismus eine neue Kulturschicht von geistiger Sauberkeit und gedanklicher Verinnerlichung, aus der auch das religiöse Leben Schutz gegen Entartung und die Möglichkeit höheren Auftriebs gewann. Aus der Tiefe des Volkstums brachte die Laienfrömmigkeit in Beginentum, in Schulerziehung und in dem Schrifttum von der Nachfolge Christi tieffarbige Blüten von herber Schönheit hervor. Die Heimat dieser religiösen Kultur war vor allem der Osten des alten Bistums Utrecht, niederfränkisch-sächsische Landschaften.

Indessen, so sehr der Hof durch seine Kapelle, seine kirchliche Betätigung, sowie durch seine Kanzlei in Fühlung blieb mit den Möglichkeiten dieser geistigen Haltung, so beherrschte ihn doch in erster Linie jene ritterliche Kultur, die uns neuerdings in ihrer herbstlich bunten, etwas überständigen Art von einem späten Sprossen der schönen Geistigkeit dieser Lande sehr nahegebracht worden ist. „Herbst des Mittelalters“ ist kaum ein allgemeiner Begriff und schon auf die Städte nur bedingt anwendbar. Aber die ritterliche Gesellschaft stellt sich uns in der Tat in dieser Überreise dar. Man wird nur darauf zu achten haben, woher die Triebe ihre Nahrung zogen, die unter dem absterbenden Laube doch wieder strobend aufschließen sollten.

Die literarische Mode der burgundischen Gesellschaft war der „letzte Ausklang der großen mittelalterlichen Literatur Frankreichs“, in Gedanken und Formen konventionell und verbraucht, wenn auch stellenweise noch immer nicht

ohne Bravour. Noch immer dieselbe Freude an der Allegorie. Wie die Heiligen in Tugenden, so wurden die Tugenden und Laster in lebendigen Figuren dargestellt und phantastisch ausgestattet. In dasselbe Ritterkostüm steckte man die Herkules, Jason, Paris und Alexander; nicht minder die Josua, David, Cäsar, Artus, Lanzelot und Karl den Großen. Ehre, Abenteuer und Ruhm in ermüdender und doch zum inneren Besitz gewordener Verherrlichung. Die Damen distanziert, wie die ängstlich umhagten hochfürstlichen Töchter und Schwestern; Dichtung und höfisches Leben auch hier in greifbarer Wechselwirkung. Neben Hofkaplänen und Sekretären waren die Ritter selbst Träger dieser Literatur, vom Oberhofmeister Olivier de la Marche bis zum Junker von der Art des Claude Bouton, der noch um 1520 den *Miroir des dames* schrieb. Dem entsprachen die berühmten Bibliotheken dieser Herren, des Grand Bâtard Antoine de Bourgogne, Herrn de la Roche in den Ardennen, des Bischofs Philipp von Utrecht, des Lodewijk von Gruthuys, ersten Kammerers der Maria von Burgund, nicht zu vergessen die Bibliothek der Herzöge am Hofe von Brüssel selbst. Das Französische herrschte so gut wie ausschließlich. Selbst der Blame Chastellain schrieb nur in französischer Sprache, der sich auch die deutschen Fürsten, die in diese Kultur eintraten, wie die jüngeren Herren von Cleve, Baden und der Pfalz, sogar der Kaisersohn selbst, Maximilian, mit seinen Kindern und Enkeln wie selbstverständlich bedienen sollten.

Ein besonderes Kleinod des Landes war die neue Kunst der Tafelmalerei, die gewiß auch von der nordfranzösischen Miniaturkunst ihren Ausgang genommen hatte. Andachtsbücher aller Art kamen jetzt vorwiegend aus diesen Landschaften. Prachtstücke unserer Bibliotheken sind die „Stundenbücher“ mit auserlesenem Buchschmuck und man hat das Gefühl, daß die Intimität dieser Andachtsmittel nicht ohne inneres Verhältnis gewesen sei zu dem religiösen Bedürfnis — wenn auch nicht immer ihrer Benutzer. Nun gewann diese verinnerlichte Kunst in den Gebrüdern van Eyck und ihren Nachfolgern eine Größe und Leuchtkraft, in der die menschliche Seele selbst wie nie zuvor in der Geschichte der Kunst ihre innere Wärme mitzuteilen schien. Hier war wie in der religiösen Vertiefung der Brüder vom gemeinsamen Leben der Anteil der eigentlich deutschen Landschaften von der Maas bis nach Flandern ganz unverkennbar. Gleich den eindringlichen humanistischen Lehrern derselben Landschaften strebte man nach einer unerhörten Sauberkeit in der Beobachtung und Wiedergabe des geistig Aufgenommenen; — auch in der Malerei ein fast philologisches Sichversenken in das Einzelne. Gent, Brüssel und Brügge haben noch heute die Perlen dieser Kunst in ihren Kirchen und Spitalern. Daß sie auch aus dem

Rheinland die besten Kräfte an sich zogen, lehrt Hans Memling, dessen Werke aus den siebziger und achtziger Jahren des Jahrhunderts im Johannesspital von Brügge vielleicht die letzte Höhe dieser burgundischen Kunst darstellen. Hier wird etwas von der deutschen Unterwanderung in der französisch-burgundischen Kultur wirklich sichtbar, deren Auswirkungen sich im Verlauf des 16. Jahrhunderts noch steigerten.

Diese Meister und ihr Einfluß sind auch nicht wegzudenken aus den Fabriken der durch alle Lande verbreiteten Gobelins, in die jene ritterlich kostümierte Mythologie und Romantwelt gestaltungsfroh ausströmte. Sie sind auch nicht wegzudenken aus den Figuren und farbigen Aufzügen, Schaustellungen und Festen der Fürsten.

Nichts gibt uns ein so anschauliches und sprechendes Bild vom Hofe wie sein höchster Schmuck, der Orden vom Goldenen Vlies — ein Nachkömmling der Ritterorden aus der Kreuzzugszeit und zugleich die erste europäische Form höfischer Dekoration. In seinem Hochzeitstage, dem 11. Januar 1430, hatte Philipp der Gute den Orden gestiftet „aus Liebe zum Rittertum, zum Schutz und zur Ausbreitung des christlichen Glaubens“. Der Herzog versammelte um sich die Herren von Geblüt und den höchsten Adel seiner Lande; einzeln auch auswärtige Souveraine. Symbol war das Goldene Vlies der Argonauten, von Jason und dem Kreis der mittelalterlichen Trojaner-Sagen her geläufig, ausgedeutet auf Abenteuer und Ritterruhm, auf sprühende Latenlust, gleich den Schlagsen und Feuersteinen, den fusils und cailloux der Ordenskette — oder, in das Christliche umgedeutet, als das Vlies Gideons, in das sich der Tau des Himmels herabsenkte. In scharlachroten, mit Zobelpelz gefütterten Mänteln schritten sie einher; darüber die schwere goldene Kette. Sie hielten ihre Kapitel in den Chorräumen der Kathedralen, und man findet noch heute, etwa in Notre Dame zu Brügge oder in St. Rombaut zu Mecheln, die Wappenschilder der erlauchtesten Herren über dem Chorgestühl oder an den Wänden in langen Reihen. Ausgeschlossen von dem Orden blieben „Ketzer, Verräter und Feiglinge vor dem Feinde“. Der Orden sollte auch das sittliche Leben der Ordensbrüder überwachen und verband mit jedem Kapitel die allgemeine Rüge, der alle unterstanden, auch der Souverain. Einzeln mußten sie abtreten und nachher durch den Kanzler des Ordens in Lob und Tadel die Meinung des Kapitels geziemend entgegennehmen. Die gleichzeitigen Protokolle ergeben, daß man mehr als ein Jahrhundert lang danach verfuhr. Die Ritter waren auch die ersten Berater ihres Fürsten; ohne Rat der Ritter, die ihre eigene Gerichtsbarkeit hatten, durfte er keine Kriege führen.

Dem förmlichen Ideal des Ordenslebens entsprach das Verhältnis der Herzöge zu Religion und Sittlichkeit. Theologie hat daran geringen Anteil. Auch gegenüber den himmlischen Mächten verhielt man sich höflich, förmlich und korrekt. Man hielt die Fasten und Gebetszeiten; man gab Almosen und ließ in derselben Noblesse für die Angehörigen des Hofes vom Edelmann bis zum Küchenjungen je nach dem Range 500, 300 oder 100 Messen zu ihrem Seelenheile lesen. Der Geschichtsschreiber Philipps des Guten zog einmal die Bilanz zwischen den tugendhaften Eigenschaften seines Fürsten und den Fehlern, und er fand am Ende, daß sein Herr für die Hölle doch zu gut gewesen sei. Dem wie im Kapitel des Goldenen Blieses, so durften auch sonst die geistlichen Herren ihr Kügerecht freimütig spielen lassen. An einem Andreastage predigte der Bischof von Chalons im Schlosse von Hesdin vor dem Herzog und der Herzogin inmitten des Hofes. Er wollte einer Dame, genannt „Fürstenehre“, begegnet sein, die aus dem Reich und Frankreich, auch aus Burgund verjagt sei durch vier rohe Burschen, welche die Schwächen der Herzöge und ihrer Umgebung in drastischer Symbolik repräsentierten, Faulheit, Sinnlichkeit, Schmeichelei und Erpressung.

Den engen Kulturzusammenhang dieses burgundischen Rittertums mit der altfranzösischen Ideenwelt der letzten Jahrhunderte spiegelte halb großartig, halb grotesk das Fasanenfest von 1454. Das war gleich nach dem Fall von Konstantinopel, im letzten Jahre Nikolaus' V, als ganz Europa erfüllt war von Kreuzzugsgedanken. Auch der Herzog von Burgund wollte seine Ritterschaft dazu aufbieten, nachdem schon sein Vater Herzog Johann bei Nikopolis unter König Sigismund von Ungarn das Opfer der Freiheit gebracht hatte. Jetzt sollte eine Folge großer Hoffeste die Ritterschaft begeistern für neue Taten im Dienste der Christenheit. Der Festkranz ging von Hand zu Hand, vom Herzog von Cleve an Johann von Burgund, Grafen von Stampes; dann an den Herzog Philipp selbst. Tagelang wurde in Turnieren und Festessen geschwelgt unter Aufgebot kostbarster Kostüme und Aufzüge. Adolf von Cleve, Herr von Ravensstein, trat auch einmal als Schwanenritter in schneeweißem Anzuge hervor, Sammet und Seide, kostbarer Brokat, goldene und silberne Glöckchen, Federn, Pelze aller Art und Edelsteine wurden in einem Maße verwertet und verbraucht, von denen uns die Porträts der Zeit nur eine matte Vorstellung geben. Die Tafelfreuden wurden durch Schaustellungen imposanter Art unterbrochen und gewürzt. Da gab es auch eine Verherrlichung des Goldenen Blieses mit Jason auf Kolchis; da gab es vor allem das Gelübde auf einen edlen Vogel — dieses Mal statt über einem gebratenen Pfau über einem lebenden Fasan; eben davon erhielt das Fest seinen Namen. Die Wände waren mit Teppichen be-

hängt, auf denen man die Laten des Herkules sah, die Tafeln prachtvoll mit Seidendamast gedeckt. Über dem Sitz des Herzogs ein Thronhimmel. Daneben ein Schautisch mit Gold- und Silbergerät, Kristall und Glas. An der Schmalseite des Raumes eine nackte Frauengestalt, von einem lebendigen Löwen bewacht. Am Ende der Tafel ein in Edelsteinen glänzender Springbrunnen kunstvollster Art. Die Speisen teils in pomphaften Aufzügen aufgetragen, teils von der Decke herabgelassen. Ununterbrochen unendliche Augenweide. Drolliges und Symbolisches durcheinander. Ein feuriger Drache durchschwebte den Raum; ein Reiher folgte ihm. Nach einer schließlich fast ermüdenden Folge von Darbietungen das Hauptstück, die Klage und Ermahnung der Kirche, die Olivier de la Marche selbst von einem hohen Elefanten herab spielte. Er rief jedem Ritter des Ordens zu:

Geliebter Sohn, ergreife Du das Schwert,
Zum Ruhme Gottes und zu Deiner Ehre.

Der Herold des Goldenen Vlieses verlas das Gelübde zum Kreuzzug, von jedem Ritter abzugeben, gegenüber „Gott, der Jungfrau Maria, seiner Dame und dem Gasan“! Der Herzog selbst gelobte sehr großartig sogar den persönlichen Zweikampf mit dem Sultan. Daraufhin erschien dann zum Schluß eine wunderbare Jungfrau als „Gottes Gnade“ mit zwölf Tugenden zum Dank und zur Ermahnung. Die Tugenden blieben auch zum Tanz, der alsbald anhub.

Nicht alle Tage gab es dergleichen Feste. Aber der Hof lebte doch in dieser unwirklichen Welt phantastischer Bilder, tönender Phrasen und prahlerischen Großtuns; dazu in einem ungeheuerlichen Übermaß von Zeremoniell und Etikette. Eine Ordnung der spätburgundischen Zeit aus der Feder des Olivier de la Marche kehrt noch 1545 in spanischer Sprache wieder, beherrschte also das Hofleben bis tief in das 16. Jahrhundert. Die Hofämter der großen und kleinen Kapelle, mit dem Großalmosenier, zahlreichen Kaplänen, einem geschulten Knabenchor und Orgelmeistern — das Kämmereramt und der persönliche Dienst am Monarchen vom Aufstehen bis zum Zubettegehen mit allen erlauchten Vorrechten, das Hemd zu reichen oder die Kette des Goldenen Vlieses —, die Küche und der Keller mit den peinlichsten Vorschriften über das Tragen der Serviette, das Vorschneiden und das Servieren des Brotes, — das Marschallamt mit dem Troß, und dazu die Bestimmungen über Geschirr und Beheizung und Beleuchtung und Verpflegung dieses ganzen Apparates von vielen Hunderten von Personen, das alles stellt die wunderbare, glänzende und zugleich nichtige Hülle dar, in der das Leben des Herzogs und seiner Umgebung sich abspielen mußte.

Wie aber fanden die Wirklichkeit und Härte des Lebens ihren Zugang zu dieser Scheinwelt?

Wenn man von der spätmittelalterlichen Religiosität weiter Kreise sagen konnte, sie spielte mit dem goldenen Schein, der von dem Allerheiligsten ausstrahlte, so war gewiß auch dies Turnieren ein Kampfspiel mit viel lautem Schall und äußerlichem Gepränge. Vor der elementaren Wucht wirklicher Schlachten, wie bei Nikopolis, versagte dieses Rittertum. Indessen würde man sich doch täuschen, wenn man nicht schon im Spiel die Erziehung zu Haltung und Mut beachtete. Auch in den landläufigen Fehden ging es rauher und brutaler her, als man es von diesen mit wallenden Federn, Edelsteinen und Damast geschmückten Herren erwarten sollte. Philipp von Commines berichtet in seinen Memoiren häufig, daß die Herren absaßen und Ruhm ernteten, wenn sie sich in das Handgemenge mischten. Er läßt auch die schlecht verhüllte Grausamkeit dieser zügellosen Herren ahnen, die Dörfer und Städte unbedenklich einäschern ließen, Gefangene zu Hunderten ertränkten, armen Teufeln die Hände abhackten und ihre Willkür in noch heute erregendem Maße spielen ließen. In Karl dem Kühnen von Burgund erscheint dies geräuschvoll eitle, aber auch tollkühne Rittertum in ungehemmter Aktivität und Phantastik zugleich. Brennender Ehrgeiz und höfisch gesteihtes Herrengefühl nahmen in ihm Formen an von zerstörender Wucht.

Und doch stand hinter allen diesen Burgunderkriegen um den Streifen der fünf Sommestädte von Amiens bis St. Quentin, um den Besitz von Lüttich, um die lothringische Brücke nach der Franche Comté, um den Einfluß am Oberrhein und gegenüber den Schweizern das Streben nach der räumlichen Geschlossenheit, Abrundung und Macht eines wirklichen Staates; stand auch hinter den Laten dieser Edelleute, die „absaßen“ und in Reih und Glied kämpften, die Einordnung eines eigenwilligen Adels in die höhere Idee und Ehre dieses Staates.

Marie von Burgund und Maximilian

Man hat das Gefühl, daß Karl der Kühne, als er im Kampf um das schon eroberte Lothringen 1477 vor den Mauern von Nancy fiel, seinen Staat am Ende mehr erschüttert als aufgebaut habe. Die Geschichte ist uns die letzte Antwort in bezug auf seine Person schuldig geblieben.

Nicht in bezug auf seinen Staat.

Die wünschenswerten Daseinsbedingungen waren von ihm umschrieben. Ausgedehnt über Bresse und Savoyen hätte dieser Staat das natürliche Durchgangsland gebildet von Süd- nach Nordeuropa. Aber auch in seiner unvollkommenen Gestalt hat er nicht nur die Gewalttätigkeiten Karls des Kühnen, sondern die noch schwereren Prüfungen eines Wechsels der Dynastie und mehrfacher Regentschaften überstanden. Er blieb die Wiege großer europäischer Kombinationen, und seine Erben, die romanischen und die germanischen Niederlande, bestehen noch heute. Das Hin- und Her der fast vierzigjährigen Kämpfe, in denen sich der Staat behauptete, können wir hier nicht erzählen. Nur soweit dabei die inneren Kräfte und Nöte dieses Staatsgebildes und damit die entscheidenden Voraussetzungen für Leben und Wirken seiner späteren Herrscher greller in die Erscheinung getreten sind, als in den friedlichen Tagen Philipps des Guten oder in der kurzen Regierung Karls des Kühnen, müssen wir dabei verweilen. Wir wollen freilich nicht übersehen, wie oft das eigenwillig persönliche Moment und das täuschende Spiel der großen Politik die inneren Notwendigkeiten dieser Länder auch für die Zeitgenossen durchkreuzten oder überdeckten.

Das neunzehnjährige Fräulein von Burgund saß ungeschützt mit ihrer Stiefmutter Margarete von York und den Räten ihres Vaters in Gent, als sich die Nachricht von seinem Tode bestätigte, und sein Todfeind Ludwig XI von Frankreich alsbald in unverhohlener Freude begann, sich in den „erledigten“ französischen Lehnsgewalten huldigen zu lassen, auch schon einen täppischen Versuch geschehen ließ, ihm Flandern in die Hand zu spielen. Daß die entlegene Bourgogne sich nicht halten ließ, daß Lothringen sogleich an seinen alten Herrn zurückfiel, war selbstverständlich. Auch in Geldern, das Karl der Kühne von seinem Vetter Arnold erworben hatte, und das für die Abrundung des Nordostens so wichtig war, traten alsbald, unter Frankreichs Begünstigung, zuerst Johann von Cleve, später Arnolds Enkel, der unternehmende Karl von Egmont, gegen die burgundische Besetzung auf. Im übrigen war es ein herzzerreißender Anfang für Marie, zu erleben, wie das brutale Junstregiment von Gent ihr die väterlichen Räte Hugonet und Humbercourt in empörender Rechtsverletzung verhaftete und trotz ihrer flehentlichen Fürbitte hinrichtete.

Als dann aber die vornehme Gesandtschaft ihres Verlobten erschien und bald danach der achtzehnjährige Erzherzog selbst wie ein Prinz im Märchen, da hellte sich der Himmel für Marie auf. Die Genter errichteten Ehrenpforten und das Volk schrie auf den Straßen „Kaiser und aber Kaiser“. Auch sonst hielten Adel und Städte zur Dynastie; die Idee der Staatseinheit schien sich zu bewähren. In den französischen Grenzgebieten gab es neben Verrätern, wie

d'Esquerdes, Herrn von Crevecoeur, auch tapfere Verteidiger, und das Schicksal von Artois wurde vielfach mehr von der persönlichen Haltung der Herren und Bürger bestimmt, als vom alten Staatsrecht. Maximilian trat mit Glück ins Feld. Bei Guinegate, südlich Théroouanne, (1479) und weiterhin verteidigte er wenigstens das größere niederländische Erbe seiner Gemahlin und sicherte es für die Kinder.

Diese Kinder waren Philipp, geboren 1478, und Margarete, geboren 1480. Sie traten vollends in den Vordergrund, als ihre Mutter, die Herzogin, schon am 27. März 1482 in dem blühenden Alter von 24 Jahren durch einen Unfall beim Reiten dahingerafft wurde; „beweint, beklagt, bejammert von ihren Untertanen und allen anderen, die sie kannten, wie nur je eine Fürstin“ — heißt es auf dem wundervollen Grabmal, das einst auf dem hohen Chor von Onze lieven Frowen Kerk in Brügge stand, als sei die ganze Herrlichkeit des gotischen Domes nur ein Riesenschrein für dies Juwel.

Der immer noch sehr junge Maximilian war nun nur noch Vormund und Regent, und damit begannen die ernstlicheren Schwierigkeiten. Er war Fremder, nicht angestammt. Er bedurfte auch fremder Hilfstruppen, um sich zu behaupten, und wer herrschen will, ist allemal unbequem.

Worauf es Maximilian ankommen mußte, war erstens die Behauptung gegen Frankreich und zweitens die einheitliche Beherrschung dieser Lande, so wie sie Karl der Kühne hinterlassen hatte. Schon hier gab es eine entscheidende Hemmung, insofern Marie im „großen Privileg“ von 1477 die eben begonnene verfassungsmäßige Verschmelzung der Länder notgedrungen wieder aufgegeben hatte. Die staatliche Einheit aber mußte unbedingt wieder angestrebt werden, wenn nicht alles nach Art deutscher Reichsstände auseinanderfallen sollte.

Das aber war gerade die kurzsinuige Meinung der führenden Städte, vor allem der „drei Glieder von Flandern“, das heißt der alten Industrie- und Handelsstädte Gent, Ypern und Brügge. Auch Brüssel und Löwen hielten es mit ihnen. Anders die Städte des Südens und die übrigen Städte Brabants, vor allem das auf Kosten Brügges aufsteigende Antwerpen. Es war also keineswegs eine Scheidung nach Stamm und Sprache, die sich hier zeigte, sondern vorwiegend eine solche nach wirtschaftlichen Interessen. Denn gerade die Gentler verlangten einmal für den Hof die flämische Sprache, während sie sich politisch von den französischen Königen privilegieren und beschützen ließen. Umgekehrt stand neben den nördlichen, vorwiegend niederdeutschen Landschaften, der wallonische Hennegau am treuesten zu Maximilian. Daß die Zünfte von

Brügge den gutgläubig in ihre Mauern gekommenen, inzwischen gekrönten römischen König 1488 kurzerhand gefangensetzten, war ebensosehr ein Zeichen des sinkenden Vertrauens dieser im Reichtum altgewordenen Stadt zur eigenen Zukunft, wie ein frecher Zugriff kleiner Volksführer. Dieser bedingt war die wirtschaftliche Haltung der Grafschaft; das alte Flandern war gegenüber der englischen Industrie protektionistisch; die Konkurrenz von Antwerpen, wenn man so sagen darf, freihändlerisch.

Über dem Wechsel der Dynastie stieg naturgemäß wieder die Bedeutung des Adels. Daß er einigermaßen geschlossen von Maximilian zur französischen Partei abgerückt wäre, ist eine Übertreibung. Richtig ist, daß große Teile des Adels ihre Kulturverbundenheit mit Frankreich empfanden. Aber man darf auch nicht vergessen, daß Maximilian dauernd von tausend anderen Händeln im Reich und in den Erblanden in Anspruch genommen wurde, und daß gerade er sehr menschliche Schwächen hatte; daß er sich nicht begnügte, das Land innerlich und äußerlich zusammenzuhalten; daß er vielmehr, behende und sprunghaft wie er war, allen Versuchungen seines raschen Temperaments nur zu leicht verfiel. Wie manchem reichbegabten Menschen war ihm die innere Zuverlässigkeit des Wesens versagt. Daß er den zu seiner Befreiung in Brügge geschworenen Frieden alsbald, angeblich in kaiserlichem Auftrage, brach, hat ihm auch bisher zurückhaltende Glieder des Adels entfremdet; vor allem Philipp von Cleve, Herrn von Ravestein, der als Neffe Philipps des Guten durch seine Mutter der Bornehmste unter den Herren von Geblüt war, also derjenigen, die irgendwie von den alten Herzögen abstammten. Bezeichnend für das alte Verhältnis Flanderns zur Dynastie, daß gerade hier die Herren von Geblüt als die geborenen Vormünder und Regenten betrachtet wurden, wogegen man die übrigen Landschaften Maximilian zu überlassen geneigt war.

Es ist nötig, bei der Zusammensetzung und geistigen Art des burgundischen Adels der maximilianischen Zeit noch einen Augenblick zu verweilen. Befand er sich deutlich in der Sammlung auf Hof und Staat, so waren doch die Züge alter Eigenständigkeit, kraft deren sich der Edelmann dem Fürsten nebengeordnet fühlte, noch keineswegs verschwunden. Und wie der Herzog, obwohl von Frankreich und vom Deutschen Reiche lehnsrührig, zur vollen Souveränität aufstrebte, so hatten auch die Adelligen zu lange in den englisch-burgundischen Kämpfen um die Krone Frankreichs gestanden, als daß sie nicht notwendig in gewissem Sinne international geworden wären.

Die Frondeure gegen Maximilian verließen zum Teil das Land und gingen zum französischen Könige, wie zu ihrem anderen legitimen Herrn. Philipp

von Cleve schwankte mehrfach, gelangte schließlich ebenfalls nach Frankreich, wurde Gouverneur von Genua, befehligte eine französische Flotte auf dem Mittelmeer und landete einmal auf Lesbos. Da er auch in Flandern selbst mitgekämpft hatte, so konnte er später, in die Heimat zurückgekehrt, aus wirklicher Erfahrung ein Buch schreiben von der Kriegskunst zu Wasser und zu Lande — ein sprechendes Denkmal dieser weitgespannten Kultur. Sein neuerdings restauriertes Palais ist heute eigentlich das einzige Denkmal des alt-burgundischen Adels in Brüssel.

Indessen, wie der Adel halb international, halb um den Hof gesammelt war, so wurde er unter Mitwirkung des Hofes auch wieder im Lande selbst dezentralisiert. Die Herren von Geblüt heirateten in die ersten Familien und erbten sie auf; in der zweiten Generation verloren sie den Ehrentitel der Bastarde und nannten sich, wie andere, nach ihren Besitzungen. Der gesamte Adel aber war nicht nur in den Landschaften begütert und größtenteils altangesessen, sondern er nahm längst die hohen Landesämter eines Gouverneur, Statthouder, Grandbailli oder Seneschall aus den Händen des Herzogs an. Als solche erschienen sie, auch vor Hof und Herzog, wie die geborenen Repräsentanten der Provinzen. Was später die Stellung der Oranien, Egmont und Horn so wichtig machen sollte, kennzeichnete schon jetzt nicht wenige Vertreter des hohen Adels; sie waren aus Vertrauen des Herzogs oder eigenem Anspruch im Besitz der höchsten Hofämter, Mitglieder des Rates und des Ordens, und zugleich Führer ihrer Lande.

Als solche erschienen in Holland die Wassenaer, in Seeland die Borsele, Herren von Vere, die mit Wolfart 1487 ausstarben. Im nördlichen Brabant die Hoogstraeten, und die Berghes, Herren von Walhain und Zevenbergen; Johann von Berghes wurde der erste Kämmerer des jungen Philipp und Gouverneur von Namur. In die Güter und Titel der Hoogstraeten rückten von Süden her die Lalaing ein; Antoine Lalaing, Herr von Montigny wurde durch seine Frau, Isabeau von Culembourg, Herr von Hoogstraeten und Borsele; sein Reisetagebuch aus Spanien im Gefolge Philipps zeigt den Zweizwanzigjährigen als einen Mann von Blick und Bildung.

Am Niederrhein saß Cleve-Ravestein. In Brabant hatte sich das Haus Nassau reich und mächtig gemacht. Aus den Händen Engelberts von Nassau-Breda, der schon bei Guinegate mitsiegte, ging 1504 das Amt des Seneschall in Brabant auf seinen Neffen Heinrich von Nassau-Dillenburg über. An der Grenze Limburgs saßen die Horn, von denen ein Sproß als Bischof von Lüttich fürstlich wurde, wie später Cornelius von Berghes. Aus Flandern ist nur

noch das Geschlecht zu nennen, das als einziges gleich dem italienischen Stadtadel seinen Sitz in den Mauern hatte, die Herren von Gruthuys und zum Steenhuys in Brügge, berühmt durch ihren noch erhaltenen Hof, ihre Bücher und ihren Reichtum.

Die eigentliche Wiege des hohen burgundischen Adels war aber das walonische Gebiet, Hennegau, Artois und Picardie. Hier saßen die Luxemburg, die von einer Seitenlinie Kaiser Heinrichs VII abstammten, teils in Frankreich, teils in Burgund groß geworden. Aus diesen Gebieten stammte auch Claude Bouton, Gardehauptmann und dann Haushofmeister bei Maximilians Sohn Philipp, später bei Ferdinand von Österreich, habsburgisch und englisch gesinnt, trotz seines Miroir nicht französisch. Die stärksten Stützen aber des neuen Regiments wurden die auch früher schon einflussreichen Geschlechter Croy und Lannoy.

Jean de Croy, als Bouteillier de France bei Azincourt 1415 gefallen, hinterließ Ehre und Gut an Antoine Graf Porcean, ersten Kämmerer Philipps des Guten, und Jean, Herrn von Chimay. Ihre Schwester war Jeanne de Lannoy, Mutter und Großmutter der ritterlichen Glieder dieses Hauses. Der Sohn Antoines aber heiratete Jaqueline von Luxemburg, die Tochter des 1475 in Paris hingerichteten früheren Connétable, Grafen von St. Pol, gegen den sich Burgund und Frankreich vereinigt hatten! Ihr Sohn wurde Wilhelm von Croy, Herr von Chievres, auf den sich bald die höchsten Pflichten und Ehren häufen sollten.

Maximilian verfügte außer über so starken Anhang im Lande, noch mehr als Karl der Kühne, über fremde Hilfskräfte, deutsche Reichsmittel und deutsche Fürsten. Da waren Herzog Albrecht von Sachsen, Markgraf Christoph von Baden und sein Neffe, der Graf von Werdenberg. Dem Herzoge Albrecht sollte Maximilian die größten militärischen Erfolge verdanken, wofür er ihn mit Friesland ausstattete, das nach ihm sein Sohn Georg der Bärtige erbte. Markgraf Christoph von Baden aber, ebenfalls durch seine habsburgische Mutter ein Vetter Maximilians, setzte sich und seine Familie im Herzogtum Luxemburg fest — Stützen der Dynastie, aber noch lange auch Träger ererbter Eigenwilligkeiten.

Alle diese Hilfen haben Maximilian schwere Niederlagen nicht erspart; sie haben ihn auch nicht bewahrt vor den Versuchungen, die für ihn in der alten Verbindung Burgunds mit Frankreich lagen. Auf den Tiefpunkt seiner Macht sank er alsbald nach dem Verlust seiner Gemahlin. Die von Gent geführten Stände einigten sich damals über seinen Kopf weg mit Frankreich in einem zweiten Frieden von Arras (Dezember 1482), wonach Maximilian es dulden

mußte, daß seine einzige, kaum dreijährige Tochter als Preis des Friedens, wenn auch als Braut des Dauphin zur Erziehung nach Frankreich gegeben wurde. Unmittelbar danach starb Ludwig XI. Sein Nachfolger Karl VIII war noch minderjährig. Nun bekämpfte Maximilian, als hätte es so sein müssen, wieder in altburgundischer Tradition die Krone Frankreichs im Bunde mit anderen Kronvasallen. Wie einstmals Karl der Kühne mit Guyenne und Bretagne verbunden war, so jetzt Maximilian erneut mit dem Herzog der Bretagne, aus dessen Händen er mit der Erbtochter fast das letzte große Kronlehen zu gewinnen dachte. Dann wäre auch der habsburgische Herzog von Burgund, nur noch tiefer als seine Vorgänger, in die innere französische Reichspolitik hineingezogen worden. Bekanntlich ist der phantastische Gedanke nie verwirklicht. Die schon versprochene Braut wurde ihm vielmehr von dem jungen Könige von Frankreich selbst weggenommen, unter schmählicher Preisgabe seines Verlöbnisses mit Maximilians Tochter, Madame Margarete, die sich schon als kleine Königin von Frankreich zu betrachten gewohnt war — für ein Mädchen von nunmehr 13 Jahren eine tiefe Demütigung.

Indessen, da Albert von Sachsen inzwischen Brügge und Gent unterworfen, Philipp von Cleve kapituliert hatte (1492), auch die Franche Comté behauptet wurde, steuerte man allerseits einem Frieden zu, der über diese Peinlichkeiten hinweghalf, indem er den Besitzstand anerkannte, also auch Artois und Charolais in den Händen Maximilians beließ. Er wurde zu Senlis am 23. Mai 1493 verbrieft.

Philipp der Schöne und Juana von Castilien Geburt Karls

Frankreich hatte sich so sehr auf diesen Frieden bedacht gezeigt, weil Karl VIII ganz erfüllt war von dem neuen Unternehmen, das Epoche machen sollte in der Geschichte der französischen wie der europäischen Politik, dem Zuge nach Italien. An sich unnötig, ihn mit Kreuzzugsplänen herauszuputzen; denn es war ganz folgerichtig, daß nach Verbindung der Bretagne mit der Krone, nach Rückgewinnung der Bourgogne und Einziehung aller Lehen des soeben ausgestorbenen Hauses Anjou der König von Frankreich auch Neapel als angiovinisches Erbteil beanspruchte. Und doch handelte es sich zugleich um die Wiederaufnahme einer universalen Politik durch die Franzosen. Erst 1443 hatte Alfons von Aragon dem verlotterten angiovinischen Regiment in Neapel

ein Ende bereitet. Frankreich trat also mit seinem Erbanspruch nicht nur in das Labyrinth italienischer Politik, sondern erst recht in offenen Gegensatz zu der Mittelmeermacht des Hauses Aragon, dessen Nebenlinie jetzt in Neapel regierte.

Wir folgen der weiteren Entwicklung dieser Dinge hier noch nicht, sondern bleiben in den Niederlanden, wo Maximilian kurz nach Übernahme des Kaisertums (1493) seinen sechzehnjährigen Sohn großjährig machte und ihm die durch die französische Ablenkung nach Italien spürbar entlastete Regierung überließ. Philipp der Schöne, wie man ihn nannte, trat sie nach altem Brauch an mit der Joyeuse entrée in Löwen, der alten Hauptstadt von Brabant, am 9. September 1494. Er wurde wirklich freudig begrüßt als angestammter Herr und verdankte es den letzten Erfolgen seines Vaters, daß er den Ständen nicht das große Privileg von 1477 zu bestätigen brauchte, sondern auf Formulierungen der älteren Zeit zurückgreifen durfte. In der Tat wurden wesentliche Züge der Gesamtstaatsverfassung wieder hergestellt. Auch außenpolitisch hatte man Erfolg; mit England wurde nach einem kurzen Handelskrieg der für die Niederlande vorteilhafte Handelsvertrag des Intercursus magnus von 1496 zustande gebracht, ohne daß es über der englischen Freundschaft zur Spannung mit Frankreich gekommen wäre.

Einer solchen wünschte man unter allen Umständen auszuweichen.

Der Träger aber dieser Politik, die Frankreich bis zur Selbstverleugnung, auch in Geldern, entgegenkam, war weniger der junge Fürst, als der Adel, der die Geschicke des Landes in die Hand nahm. Es gab auch schlechte Elemente am Hofe, die den bedenklichen Neigungen des Herzogs schmeichelten, als müsse man durchaus für eine neue Generation der Bâtards de Bourgogne sorgen. Aber die Regierung selbst lag bei ernsthaften Männern, Herren von Geblüt und Angehörigen der Familien Berghes, Croy und Lalain.

Und doch war Maximilian keineswegs ausgeschlossen. War er nicht mehr Vormund und Regent, so blieb er Senior des Hauses Habsburg und Kaiser. Die gute Verheiratung seiner Nachkommen wurde mehr und mehr ein Hauptzug seiner dynastisch gerichteten Politik. Und eben dabei suchte und fand er die bedeutendsten weltpolitischen Verknüpfungen. Unter den großen Häusern stand damals neben den Habsburgern das spanische Königshaus im Vordergrund. Die Thronerben von Portugal und bald auch von England holten ihre Frauen aus diesem töchterreichen Hause. Weder England noch Frankreich, noch sonst eine Macht, kam für die eheliche Verbindung von Maximilians Kindern in Frage. Eine Verbindung zwischen Maximilian und Aragon lag aber angesichts der Wendung der französischen Politik nach Italien erst recht nahe.

Eine entsprechende Abrede wurde schon am 5. November 1495 getroffen und im nächsten Jahre durch Philipps Besuch in Innsbruck im Sinne seines Vaters bekräftigt. So kam die denkwürdigste dynastische Verbindung der Neuzeit zustande, durch die auch die Niederlande, weit über den Kanal hinaus, ihr Gesicht von Deutschland weg der Welt des Ozeans zukehren sollten.

Die Verbindung mit der spanischen Halbinsel war nicht neu. Handelsverkehr und dynastische Beziehungen bestanden seit Generationen. Die Gemahlin Philipps des Guten, Marias Großmutter, war Isabella von Portugal, Maximilians eigene Mutter nicht minder eine portugiesische Prinzessin gewesen. Nun sollte Philipp der Schöne die jüngere Tochter der katholischen Könige, Juana, ehelichen, seine Schwester Margarete deren einzigen Bruder Don Juan. Am 21. Oktober 1496 wurde in den Niederlanden die erste dieser Ehen vollzogen; im Frühjahr 1497 die zweite in Spanien. Don Juan war jung und sinnlich. Das allzu jugendliche Paar gab sich einander so über alles Maß hin, daß man die Königin Isabella warnte. Allein sie wehrte ab; wie uns Petrus Martyr Anglerius überliefert, meinte sie: Was Gott verbunden habe, dürften die Menschen nicht trennen. Nach einem halben Jahr starb der Infant, wie man sagte, an der Auszehrung. In der Familie blieb die Erinnerung als warnendes Beispiel.

Donna Juana wurde damit noch nicht zur Erbin der spanischen Reiche. Als aber auch ihre ältere Schwester, die Königin von Portugal, und bald danach deren einziges Kind, Don Miguel, verstarben (Juli 1500), da tat sich für den Herzog und die Herzogin von Burgund wider Erwarten die Weite der Welt auf.

Bis dahin hatte das fürstliche Paar in den Niederlanden gelebt, zunächst in Brüssel im Herzogshof. Hier war ihnen am 15. November 1498 das erste Kind geboren, eine Tochter, die nach Maximilians Mutter Eleonore genannt wurde. Jean Molinet erzählt uns von dem prachtvollen Lauffest, bei dem sich der prunkvolle Zug vom Schloß zur Kathedrale St. Gudule bewegte, und alle Pracht altburgundischen Zeremoniells, alle Farbenfreudigkeit, aller Lichterglanz dieses Jahrhunderts der unersättlichen Augen sich entfalteten. Im Schein von endlosen Kerzen und Fackeln kam man gegen Abend zurück; nur ein Rembrandt hätte das darstellen können, hat man gesagt. Bald erhielt die kleine Prinzessin ihren eigenen Hof, und es ist ebenso bezeichnend für die nun immer weiter getriebene Überhöhung der fürstlichen Personen, wie lehrreich für unsere Kenntnis der neuen spanisch-burgundischen Gesellschaft, welche Damen für die Leitung dieses Wiegenhaushalts in Betracht gezogen wurden. Es stritten sich um die Würde Madame Halluwin, geborene Commines, also eine Altburgunderin, und Doña Maria Manuel, die den Gesandten Maximilians in Spanien, den

Bastard Balduin von Burgund geheiratet hatte. Schließlich wählte man eine dritte, Anne de Beaumont, aus dem Geschlecht der Könige von Navarra, Französin, aber von der spanischen Partei des Landes.

Der Hof verlegte im nächsten Jahre seine Residenz nach Gent. Das bedeutete, in die alte Hauptstadt des Landes, die Führerin von Flandern durch Jahrhunderte. Noch heute überragt die Ruine des Gravensteen wie ein mächtiger Klotz das Gewirre der Großstadthäuser, die daneben wie die Zellen oder Waben eines emsigen, aber kleinen Geschlechts erscheinen. So troßig liegt nicht einmal das Kastell der Este in Ferrara oder das der Gonzaga in Mantua. Vom Hofe wurde die Burg freilich schon lange nicht mehr bewohnt. In behaglicher Breite hatte man unterhalb des Grafensteins einen modernen Fürstenhof angelegt, von dem heute nichts mehr zu erkennen ist, als der Straßename Prinsenhof und ein paar verbaute Mauerstücke. Es hat schon etwas Großartiges, daß sich der Hof doch wieder in Gent niederließ, der unbändigen, oft so feindseligen, immer tapferen Stadt. Und so hat es auch etwas Symbolisches, daß eben hier, im Herzen der alten Macht, im Schatten der stolzen Grafenburg, der Fürst geboren werden sollte, der alle altburgundische Tradition vollendete und abschloß — der in den ersten fünf und zwanzig Jahren seines Lebens eigentlich nichts anderes sein wollte als ein burgundischer Edelmann. Am 24. Februar, dem Matthiastage 1500, genas die Infantin des Knaben, dem man den Namen des letzten burgundischen Herzogs gab, Karl.

In der Tat, ein Habsburger war dieser Knabe, der die habsburgische Macht zur höchsten Blüte bringen sollte, kaum noch. Man hat ausgerechnet, daß es unter seinen 32 Ahnen nur eine einzige Linie gab aus deutschem Blut, die des Großvaters Maximilian und seiner Vorfahren Kaiser Friedrichs III, der Erzherzöge Ernst und Leopolds, der bei Sempach gefallen war. Alle anderen Ahnen waren nicht deutschen Geblüts, wie Herzog Ernsts Gemahlin Cimbarca von Masovien, Friedrichs III Gemahlin Eleonore von Portugal und Maximilians Gemahlin Marie von Burgund, sowie die Infantin Doña Juana — alle diese wieder mit ihren Vorfahren aus den Häusern von Castilien und Aragon, Portugal, Visconti, Bourbon und Valois.

Aber an die Frage des Blutes schließt sich noch ein weiteres Kapitel der Genealogie von sehr viel düsterer Art.

Karls Mutter Juana gebar in den Niederlanden noch ein drittes Kind, Isabella, im Juli 1501. Dann begab sie sich mit ihrem Gemahl quer durch Frankreich, wo Philipp zu Paris als erster Pair von Frankreich einer Sitzung des Parlaments präsiidierte, zurück in ihre spanische Heimat, wo sie als Thron-

erbin in Castilien und Aragon feierlich anerkannt wurde. Nach Jahresfrist eilte Philipp wieder nach dem Norden, nach Osterreich und nach Flandern. Juana sah einer neuen Geburt entgegen und kam am 10. März 1503 zu Alcalá mit ihrem zweiten Sohne nieder, der nach dem spanischen Großvater Ferdinand genannt wurde. Man mußte Juana schonen, aber sie verging vor Sehnsucht nach ihrem Gatten. Da man sie zurückhielt, bereitete sie im Schloß la Mota bei Medina del Campo ihrer Umgebung furchtbare Szenen, verbrachte Nächte an dem niedergelassenen Fallgatter, unzugänglich für jeden Zuspruch. So fand sie ihre Mutter Isabella in völliger Auflösung und fast sinnloser Wut; für die große Königin, die nur sie als Erbin zurückließ, unaussprechlich schmerzlich und sorgenvoll. Mit allen Vorichtsmaßregeln ließ man die junge Frau nun doch in die Niederlande ziehen. Dort gebar sie ihre dritte Tochter, Marie, wieder zu Brüssel. Aber mehr noch als die Anstrengungen der rasch aufeinanderfolgenden Geburten, die Aufregungen und Reisen, verwundete sie in ihrem überempfindlichen Herzen der Leichtsinns ihres Mannes. Freilich machte sie auch ihrerseits ihm das Leben längst sehr schwer durch Sonderbarkeiten und grenzenlose Eifersucht. Sie begehrte ihn nur für sich, und als eine schöne Niederländerin ihr nur verdächtig schien, zerkrachte und verletzete sie ihr mit einer Schere das Gesicht bis zur Verunstaltung. Ihr letztes Kind, Katharina, brachte sie wieder in Spanien zur Welt, in Torquemada, am 14. Januar 1507; Katharina war wie alle anderen gesund an Leib und Seele und wurde 70 Jahr alt. Aber die Mutter war zur Zeit der Geburt bereits in tiefen Trübsinn verfallen.

An dieser Tatsache ist gar nicht zu zweifeln, und weder die Versuche der castilischen Comuneros in den kommenden Jahren, sie gegen den Sohn als legitime Königin auszurufen, noch die Rettungen moderner Historiker vermögen daran etwas zu ändern. Juana war von zarter Gemütsart, nicht ohne erbliche Belastung. Ihre portugiesische Großmutter Isabella war als geisteskrank gestorben. Vielleicht hätte ein ruhiges Leben das zarte Seelengewebe der Juana nicht so früh zerreißen lassen, aber nach den angedeuteten Erlebnissen hatte der völlig überraschende Tod ihres Gatten am 25. September 1506 ihr den letzten Stoß gegeben. Sie führte den Leichnam lange mit sich herum in schaurigen Nachtfahrten bei Fackelschein, ließ den Sarg wiederholt öffnen, um sich von der Gegenwart des Toten zu überzeugen, und wurde nur schwer durch ihren Vater zur vorläufigen Beisetzung und für ihre Person zu dauerndem Aufenthalt in dem schön gelegenen Tordeillas bei Valladolid bewogen. Da lebte sie nun, umgeben von einem bescheidenen Hofstaat, sich selbst zunehmend vernachlässigend und abwehrend auch gegen jeden kirchlichen Zuspruch.

So hat Karl seine Mutter erst in späten Jahren als König wiedergesehen. Seinen Vater hat er kaum gekannt. Als Waisenkinder wuchsen Ferdinand und Katharina in Spanien auf, Karl, Eleonore, Isabella und Marie in den Niederlanden. Sie hatten ihren kleinen Hof und ihren eigenen Etat. Im Brüsseler Archiv liegen unter vielen ähnlichen Hof- und Finanzpapieren einige Zettel über die Ausgaben für den Haushalt „des Erzherzogs Karl, Herzogs von Luxemburg (das war zuerst sein Titel) und der Madame Lienor und der Madame Isabeau, seiner Schwestern, in Mecheln vom 27. Januar 1503“ — also für diese Kinder von 4, 3 und 1 Jahr. Mehr noch ergeben die Rechnungen von Lille, wo wir von einem Abc-Buch, einem Puppenbett für Isabella und einem Clavikord für Karl und die herangewachsene Eleonore hören. Aus demselben Jahre haben wir die ersten Porträts der Kinder. Hohe Würdenträger und sorgfältig ausgewähltes Personal vertraten die Eltern.

Nach dem Tode Philipps des Schönen aber baten die Stände schon am 16. November 1506 den Kaiser um Übernahme der Regentschaft, und Maximilian fand zugleich eine Regentin und eine Pflegemutter für die Enkel in seiner Tochter Margarete.

Die Erzherzogin Margarete

Diese früh geprüfte Frau hatte sich nach dem Tode des Infanten und der Geburt eines toten Kindes wieder in ihre Heimat begeben, dann nach ein paar Jahren eine zweite Ehe geschlossen mit dem Herzog Philibert von Savoyen. Eine Zeit vollkommenen Glückes, in der Erinnerung für sie erst recht vergoldet. Sie war für dieses Glück reif geworden, sie fand sich geliebt und in sorgenlosem Dasein inmitten der frischesten und bedeutsamsten Landschaft. Dann war ihr auch dieser Gemahl in der Blüte seiner Jugend entrissen (1504). Die Vierundzwanzigjährige war zum zweiten Male Witwe, ohne Kinder. Ihr Witwengut lag zum Teil in Faucigny, südlich vom Genfer See, am Fuß des Montblanc. Aber sie verbrachte ihre Tage in Bourg en Bresse, an der Grenze von Savoyen und der Franche Comté, in der Sorge für die Grustkirche in Brou. Umgeben von Baumeistern, Künstlern und Literaten, wandte sie auch später noch alle Liebe und alle ihr zufließenden Ideen an den Schmuck dieses Denkmals für den verstorbenen Geliebten. Durch die unsterblichen Bildwerke des Konrad Meit aus Worms hat sie selbst ewigen Ruhm gewonnen. Fortune infortune fort une

war eine ihrer gedankenvollen Devisen, bezogen auf den Wechsel des Glücks; gern auch ausgedeutet auf den Sinn, daß gerade das vergangene Glück sie so todunglücklich mache.

Vater und Bruder legten ihr nahe, sich wieder zu verheiraten. Heinrich VII von England gab sich große Mühe; später bestürmte der Herzog von Suffolk die ungewöhnliche Frau einmal in fast peinlicher Weise. Sie wehrte immer ab, — „so gut, klug, reich und vornehm auch ein Bewerber sein möge“:

Tant que je vive, mon coeur non changera
Pour nul vivant, tant soit il bon ou saige,
Fort et prudent, de haut lignaige.
Mon choix est fait; autre se ne fera.
Tant que je vive —.

Wir wissen viel von dieser Frau, und alle Verherrlichung von den Zeitgenossen bis zu den modernen Historikern hat ihr anziehendes Bild nicht trüben können. Über ihrem Grabmal in Brou ist sie zweimal porträtiert, als Herzogin mit der Krone, und als Frau im langwallenden Lockenhaar. Aber weder der weiße Stein noch die einfarbigen Reproduktionen ihres bekannten Ölporträts in der Musselinhäube der Zeit geben eine Vorstellung von dem Zauber ihres goldblonden Haares, das durch die Häube leuchtet, und der Lebendigkeit ihrer hellbraunen Augen. Sie war in ihren rundlichen Zügen nicht schön, aber durchgeistigt. Wir haben ihre Schriften, ihre Briefe in ungeheurer Fülle, insbesondere die inhaltreiche Korrespondenz mit ihrem kaiserlichen Vater. Der Austausch von Vater und Tochter ist ganz vorwiegend politisch. Es fehlt nicht an Meinungsverschiedenheiten, und bei Maximilian gibt es öfter überspannte Forderungen. Aber der Vater scherzt auch. Er war erneut verwitwet und meinte, „nun könne er Kleriker werden und Papst (was ihn wirklich beschäftigte) und dann wohl gar ein Heiliger, und dann müsse sie nach seinem Tode zu ihm beten, und das würde ihm sehr wohl tun“. In der politischen Welt sollte sich Margarete später als eine der großen Regentinnen des Jahrhunderts erweisen, voll Urteil und Menschenkenntnis und von fast männlicher Energie.

Diese Frau wurde die häusliche Erzieherin der fürstlichen Kinder.

Nachdem Maximilian sie im Frühjahr 1507 berufen hatte, erbaute sie in Mecheln gegenüber dem altmodischen Herzogshof, wo die Kinder wohnten, ein modernes Palais, das sie nach Ausweis ihrer Inventare sehr vornehm, sehr geschmackvoll einrichtete und bewohnte; das Palais in seinem Straßensflügel der erste Renaissancebau dieses Landes, auch in den noch halb gotischen Höfen offen und licht. Hier umgab sie sich mit Kunstwerken und Büchern, mit

höfischer Form und hervorragenden Persönlichkeiten. Barend van Orley gilt als ihr Hofmaler. Durchreisende Künstler, wie Albrecht Dürer, führte sie selbst durch ihre Räume und Sammlungen. Einige Räte hohen geistigen Ranges hatte sie aus Savoyen und der Franche Comté mitgebracht, wie den Herrn von Marniz, den auch Dürer zeichnete, und Laurent von Gorrevod, später einflußreich am Hofe Karls; vor allem Mercurino Gattinara, ihren alten Rechtsberater in Savoyen, einen Mann von tiefer Bildung, ungeheurer Arbeitskraft und weitgespanntem Idealismus in Staatsangelegenheiten. So blieb sie gerüstet für die Aufgaben der Regentschaft, wie für die Führung eines großen Hauses. Die Kinder werden bei ihr die Liebe und das unendlich wertvolle Vorbild einer wahrhaft fürstlichen Dame gefunden haben. Sie redeten sie an als ihre „Frau Tante und gute Mutter“, und von der kleinen Eleonore liegt in Wien noch ein undatiertes Briefchen in höfischem Französisch: „Da unsere Freuden Euere Freuden sind, so lasse ich Euch wissen, daß uns der Großvater besucht hat, was uns eine ganz besondere Freude war.“ Der englische Gesandte sah die Kinder einmal beim Johannisfeuer in ungezwungener Fröhlichkeit. Auch sonst hört man von Festen, Ausflügen, Jagden. Alles doch in dem bescheidenen Rahmen des kleinen stillen Mecheln, das schon damals der prachtvolle Klosterturm von St. Rombaut wie eine Verheißung großer Zukunft überragte.

Genauer bestimmen zu wollen, was Karl seiner Tante verdankte, geht über die Möglichkeiten des Historikers. Es fehlt dafür an besonderen Quellen; aber was man ahnt, ist schon viel.

Ähnlich steht es um die Bedeutung der zweiten großen Figur, die in Karls Knabenjahre hineinwirkte. Adrian von Utrecht war damals Dekan von St. Peter in Löwen und Vertreter des Rektors der Universität; ein Theologe von innerem Beruf, schwer, ernst, aber gütig und auch im Kleinen gewissenhaft. Wir müssen schon aus seiner geistigen Vergangenheit und aus seiner und seines Zöglings späterer Entwicklung Schlüsse ziehen auf das, was der Lehrer in diesen Jahren an Keimen in die noch unentwickelte Seele seines Zöglings legte. Adrian stammte aus jener religiösen Welt, die in den Brüdern vom gemeinsamen Leben ihre Formung erhielt und über das konventionell Kirchliche zu einem wirklich frommen Leben anleitete. Karls wesenhafte Frömmigkeit kann wohl nur hier ihre Wurzeln haben.

Der eigentliche Unterricht lag von der Kinderzeit an bei Niederländern und Spaniern, Robert von Gent, Adrian Viele, Juan de Anchiata und dem sehr gebildeten Spanier Luis Baca, dem Karl auch später seine Dankbarkeit bewahrte. Im Unterricht wird man auch die Geschichtserzählungen gepflegt haben, die Beschäftigung mit den Chroniken des Landes und mit den Taten der Vorfahren.

Wenn aber nicht alles täuscht, hat der fürstliche Knabe selbst sich trotz seiner zarten Gesundheit mehr zu den körperlichen Übungen hingezogen gefühlt, als zu den Büchern und den Sprachen. Die Ehrenknaben, die mit ihm erzogen wurden, der junge Balançon, Johann von Sachsen, der vor dem Vater verstorbene Sohn Herzog Georgs, Friedrich von Fürstenberg, zeitweilig Maximilian Sforza und natürlich mehrere Niederländer, werden ihn darin bestärkt haben. Reiten, Jagen und bald auch alles, was zum Turnieren gehört, das Lanzenbrechen ohne aus dem Sattel zu fallen und alle Art von Schießen und Fechten trieb er zur Freude des Großvaters mit Hingebung und Glück. Von solchen Dingen war ja ringsum die Rede; die sah und pries man. Und wenn an Karl, noch durch Jahre hin, etwas gerühmt wurde, so war es stets die Geschicklichkeit im Reiten und im Kampfspiel. Sein Wille beherrschte den zarten Körper. Als Lehrmeister wird unter anderen Charles de Poupet, Herr von La Chaulz genannt, dem Karl später einen Sitz im engsten Staatsrat und wichtige Missionen anvertraute. Denn Ritterübung, Hofdienst und Diplomatie lagen hier noch in denselben Händen.

So verdankte Karl auch die Einführung in das höhere höfische und politische Leben einem altburgundischen Edelmann, seinem Gouverneur und ersten Kammerer, Wilhelm von Croy, Herrn von Chièvres, dessen kluges Auge noch aus dem guten Porträt blickt, das im Brüsseler Museum sinnvoll als Gegenstück zu demjenigen Margaretes hängt. Es ist wohl eine richtige Beobachtung, daß Karl gerade unter dem Eindruck der öfter mit dem Adel in Widerspruch stehenden wechselnden Haltung seiner Tante Margarete sich von der eindeutig burgundischen Lebens- und Staatsauffassung Chièvres angezogen gefühlt haben müsse. Niemand wird in der Tat erwarten, daß ein derartig höfisch erzogener Junge (bei aller Würdigung späterer Nachwirkungen) den Umgang mit den vornehmen Damen und dem ernstesten Adrian der weltläufigen und stolzen Haltung des Herrn von Chièvres vorgezogen hätte.

Die Familie Croy kennen wir. Chièvres selbst wurde noch in Maximilians erster Zeit Ritter des Goldenen Vlieses, Rat und Kammerherr; auch in Kriegen trat er gelegentlich hervor. Tieferer Neigung entsprach es, wenn er im Jahre 1500 zuerst für viele Monate als Gesandter nach Frankreich ging, 1501 auch zusammen mit Busleyden, dem Erzieher und Vertreter Philipps des Schönen, in Lyon tätig war. Im übrigen hielt er sich an sein hohes Landesamt im Hennegau, bis er 1504 an den Hof gezogen wurde, 1505 durch Philipp sogar für die Zeit seiner Abwesenheit in Spanien zum Gouverneur bestellt. Er hatte gleichzeitig das Vertrauen der Habsburger und Frankreichs. 1509 berief ihn Maximilian zur Leitung Karls. Bis dahin war das Amt des Gouver-

verneurs in den Händen des Fürsten von Chimay nur ein Hofdienst gewesen. Jetzt wurde die Führung des Knaben, der in sein zehntes Lebensjahr trat, eine politische Angelegenheit, um so wirksamer, als sich Chievres an Karls Seite bis zu seinem Tode behauptete.

Gleichzeitig wurden zwei Spanier, Dr. Mota als Karls Almosenier und bald nach ihm der Bischof von Badajoz, Alonso Manrique, in die Kapelle berufen; Michel Pavye wurde Beichtvater; denn auf Drängen Margaretes organisierte man den ganzen Hof neu. Der unmittelbare Einfluß des Herrn von Chievres auf Karl blieb aber unzweifelhaft viel größer, als derjenige irgendeiner anderen Persönlichkeit, und man fragt erneut, worin die Anziehungskraft und der Grund zu dem hohen Ansehen dieses Mannes gelegen habe. Daß er machtbegierig und gewiß auch empfänglich für hohe Einnahmen gewesen ist, teilte er mit den Besten seiner Zeit; niemand war in diesem Sinne so „käuflich“ wie Kaiser Maximilian. Aber was Chievres wirklich auszeichnete, war offenbar eine ganz klare Lebensrichtung im Sinne desjenigen altburgundischen Adels, der nun einmal den Anschluß an diese Dynastie gefunden hatte. Immer bedacht auf Fernhaltung der kostspieligen und zerstörenden Kämpfe mit Frankreich oder in Geldern und Lüttich; vorsichtig gegen Margarete und ihren auch von wirtschaftlichen Interessen getragenen Anhang, der zu England neigte. Klug in der Behandlung Maximilians. Klug wohl überhaupt in der Einschätzung aller jeweils in seinen Gesichtskreis tretenden innen- und außenpolitischen Kräfte. Noch Jahre nach seinem Tode sagte Karl zu Contarini, er habe früh erfahren, daß Chievres klug sei, und sich ihm deshalb ganz hingeeben. Kein Wunder, dieser erste Kammerer, der das Schlafgemach mit dem Fürsten teilte und jederzeit sein Ohr hatte, besaß bei seiner Art ungemessenen Einfluß.

Bald mehren sich die Berichte auswärtiger Vertreter über den jungen Fürsten. Sehr ergiebig sind sie nicht. Für uns ist wichtiger im Auge zu behalten, wie in seinem Namen regiert und wie über seine Person schon von der Geburt an verfügt wurde. Denn damit wurden die letzten unmittelbaren Voraussetzungen für seine eigene Regierung festgelegt.

Bei jener Besprechung in Lyon im Sommer 1501, an der schon Chievres mitwirkte, wurde eine Verbindung Karls mit Claudia, der Tochter Ludwigs XII verabredet. Damals mußte Karl bereits als Erbe der spanischen Königreiche gelten. Deshalb stellte Frankreich auch als Mitgift die Bretagne, Mailand und Neapel in Aussicht, also einen hohen Preis. Doch war eine derartige scheinbar zweiseitige Lösung schwebender Streitfragen im Grunde nur ein

Entwurf möglicher Kombinationen. Immerhin hielt man ein paar Jahre daran fest. Noch 1505 empfing der Kardinal Amboise in Hagenau durch Maximilian die Belehnung mit Mailand und Pavia für seinen König, aber auch für Madame Claudia und Karl, ihren Verlobten. Angesichts der spanischen Erbschaft wünschte man auf allen Seiten Freunde zu haben. Nachdem dann freilich Ludwig XII auf Wunsch seiner Stände seine Tochter Claudia dem Herzog Franz von Angoulême, seinem Erben, zur Frau gegeben und das burgundische Verlöbniß gelöst hatte, neigte man in Burgund wieder zu England, bewilligte 1506 sogar den ungünstigen Handelsvertrag des Intercursus malus und trat auch einer dynastischen Verbindung nahe. Es ist bezeichnend, daß Margarete in denselben Dezembertagen 1508, da sie in Cambrai den Vertrag zwischen ihrem Vater und Frankreich zustande brachte, doch auch die Heiratsabrede mit Mary bestätigte, der Schwester des Prinzen, der selbst im Mai 1509 als Heinrich VIII König werden sollte.

Das Verhältnis der Niederlande zu Frankreich besserte sich erneut über der spanischen Politik. Denn in dem Ringen um die Regentschaft in Castilien zwischen den Habsburgern und der überwiegenden Menge des Adels einerseits und dem Könige von Aragon andererseits, lag es für Maximilian nahe, sich auf das angrenzende Frankreich zu stützen, das sich ja mit demselben Ferdinand um Neapel stritt. Immerhin bemühte sich die eigentlich niederländische Regierung, formell neutral zu bleiben; auch noch, als in der Heiligen Liga von 1511 eine fast überraschende Sammlung aller an der italienischen Politik beteiligten Mächte gegen Frankreich erfolgte. England, das sich immer und eben jetzt aufs neue des schottischen Verbündeten der Krone Frankreich zu erwehren hatte, beteiligte sich sogar mit Truppen am Kriege um Navarra.

Ja, Heinrich VIII gefiel es, in altenglischer Tradition selbst über den Kanal zu ziehen und auch in Artois mit gutbezahlten deutschen Truppen gegen Frankreich zu kämpfen. Da sah man diesen König, der für die nächsten Jahrzehnte so viel bedeuten sollte, zum ersten Male in deutscher Umgebung, stattlich und jovial, fast gönnerhaft auch vor den Fürsten. Denn an der Spitze deutscher Söldner erschien am Tage des entscheidenden Gefechts, als Feldhauptmann jubelnd begrüßt, der Kaiser selbst im Solde Englands zu hundert Dukaten jeden Tag. So war es Maximilian, der zum zweiten Male bei Guinegate siegte, am 16. August 1513. Die Niederlande waren Nutznießer dieses Krieges, in dem sie selbst neutral geblieben waren. Die Stimmung von Dynastie zu Dynastie aber brachte Maximilian in einem Brief an seinen Enkel vom Anfang September 1513 zum Ausdruck, worin er die

Franzosen „die Erbfeinde unseres Hauses“ nannte, anciens et encoires naturels ennemis de nostre maison de Bourgogne. Umgekehrt hatte Ludwig XII vor Beginn der Feindseligkeiten den jungen Karl als seinen Lehnsmann aufgemahnt und ihn nur wegen seines Knabenhaften Alters entbunden. Die Engländer nahmen damals die beiden Bischofsstädte des Landes, Tournai und Théroouanne für sich.

Nicht diese sonderbare englische Erwerbung auf französischem Boden, eingeschlossen von Artois, sondern die Szenen des Hintergrundes sind das, was den Historiker Karls V an den Vorgängen in diesen Herbsttagen des Jahres 1513 fesselt. Sie brachten den Prinzen zum ersten Male in das kämpfende politische Leben. Die beiden Mächte, die längst um ihn rangen, traten auf die offene Bühne. Die französische Partei hatte Zuzug bekommen durch die alten Anhänger Philipps des Schönen aus Castilien, die von jener Zeit her entschlossene Gegner Ferdinands von Aragon geblieben waren. Dazu gehörten, wie schon bemerkt, sogar Persönlichkeiten der engsten Umgebung Karls. Je mehr sich nun Ferdinand und Maximilian genähert hatten, um so dringender und möglicher erschien es dem Aragonesen, seinen Gegnern am burgundischen Hof das Spiel zu verderben. Er sandte als Beobachter und Gegenspieler den Juan de Lanuza und den Sohn eines Bastards, Juan d'Uragon. Diese standen natürlich in Front gegen Chievres und seinen Anhang. Umgekehrt wurden Zetteleien der Castilianer und ihrer Freunde mit Frankreich aufgedeckt, und der Träger dieser Wühlerereien Diego de Castro verhaftet. Nun zögerte auch Margarete, die sich bedroht fühlte, nicht länger. Sie traf sich mit ihrem Vater; sie besprach sich gründlicher noch mit dem Könige von England. Dann faßte sie das Ergebnis dieser Besprechungen am 19. Oktober in der deutlich gegen den burgundischen Adel gerichteten Ordonnanz von Lille dahin zusammen, daß die beiden Großväter und der König von England je durch einen Vertreter die oberste Leitung Karls übernehmen sollten. Der Kaiser bestellte den Pfalzgrafen Friedrich, Ferdinand den Herrn von Lanuza, Heinrich VIII den Floris Egmont, Herrn von Iffelsstein. Die Rechnungsbücher lehren, daß man diese Neuordnung mit dem maßgebenden Einfluß des Pfalzgrafen zunächst verwirklichte. Welche Möglichkeiten für das deutsche Element am Hofe, auch politisch! Margarete hatte an den Knaben Karl einen sehr schmeichelhaften Brief geschrieben, gerühmt, wie herrlich es am englischen Hofe sei und daß nur er noch fehle. So war dem Karl unter den merkwürdigsten Umständen zu seinem ersten Staatsbesuch bei dem (wie man jetzt erst recht annahm) zukünftigen Schwager und zur ersten Reise ins Ausland gekommen. So schwächlig seine

Erscheinung, so zurückhaltend sein Wesen — in seiner Haltung machte er doch Eindruck. Der Besuch ist das erste eigene Erlebnis, von dem später seine Memoiren erzählten.

Gestützt auf diese Lage, wagte Margarete noch mehr. Um Ferdinand von Aragon einen unzweifelhaften Beweis ihrer Gesinnung zu geben, beschloß sie, den bedeutendsten Führer der castilianischen Emigranten, Don Juan Manuel, einst Hauptstütze ihres verstorbenen Bruders, festzusetzen. Sie gewann auch dafür die Zustimmung ihres Vaters, und am 17. Januar 1514 wurde der spanische Grande in das Schloß Vilvorde nördlich Brüssel abgeführt. Ein Sturm der Entrüstung folgte dieser Tat. Und nun mag es für Margarete allerdings am schmerzlichsten gewesen sein zu erleben, daß die feierliche Deputation der Ritter des Goldenen Vlieses, die für ihren Ordensbruder Don Manuel eintraten, geführt wurde von dem jungen Karl. Er zeigte sich im Schmuck des Ordens, wie einst sein Vater, fest in der Hand des Adels. Die hohen Herren protestierten gegen die Verletzung der Ordenssagung. Große Szene und erregte Reden. Margarete wandte sich zuerst an den Neffen, berief sich auf den Kaiser und bewies ihm sein Auftreten. Dann sprach sie fast höhrend zu den Rittern: „Wenn sie ein Mann wäre, statt ein Weib, so würde sie die Herren ihre Sagung singen lassen!“ Sie ließ sich nicht einschüchtern, aber sie verlor an Boden.

In diesem Einzelfalle fand man eine Lösung durch Übergabe Manuels an den Kaiser; insofern behielt Margarete recht. Aber ihre Stellung war nicht nur durch ihre abweichende politische Auffassung gefährdet, sondern inzwischen auch durch den Gang der Dinge. Ihr Vater hatte ihr seine Verhandlungen wegen Verheiratung der Enkel mit französischen und ungarischen Erben und Erbinnen verheimlicht — während man sogar in England davon wußte und deshalb keine Bedenken trug, Karls Braut, die heiratsfähige Prinzessin Mary, mit dem eben verwitweten Ludwig XII zu verbinden. Lauter Unwille überall in den Niederlanden, wo man die englische Verbindung gewünscht hatte. Überdies hatte der englische Krieg um Tournai bei den niederländischen Herren in Heinrichs Diensten nur Verstimmungen zurückgelassen. Von einer Durchführung der Abrede von Lille war bald keine Rede mehr. Man erwog vielmehr sehr ernstlich die Erklärung der Mündigkeit für Karl.

Bei Hofe gab es eingreifende Veränderungen. Die jüngeren Prinzessinnen mußten den weitausschauenden dynastischen Plänen Maximilians dienen, während Chievres, viel klüger und auf die nächsten Interessen des Landes eingestellt, die eine mit Karl von Egmont zur Lösung der geldrischen Frage,



die andere mit dem Herzog von Lothringen zu verbinden dachte. Vergebens. Am 2. Mai 1514 verließ die erst achtjährige Prinzessin Marie Mecheln, um zum Großvater nach Österreich zu ziehen, von wo aus sie eines Tages dem Königssohn von Ungarn vermählt werden sollte. Einen guten Monat später erfolgte die Trauung der Prinzessin Isabella durch Prokuration mit dem König Christian II von Dänemark in Brüssel. Mit ihren 14 Jahren folgte das junge Mädchen im nächsten Sommer der dänischen Gesandtschaft in ihre neue Heimat; — richtiger in eine dornenvolle Ehe, die uns noch beschäftigen wird. Karl hatte sich bei diesen Hochzeitsfeierlichkeiten ein Fieber zugezogen, und Margarete fiel noch einmal die Pflicht einer Krankenpflegerin zu. Im ganzen aber war doch ihre häusliche Aufgabe als Pflegemutter der verwaisten Kinder erfüllt.

Sie war auch als Regentin am Ende ihrer Kräfte. Schon früher hatte sie ihrem Vater verzweifelte Briefe geschrieben. 1511 meinte sie einmal in einem wieder durchgestrichenen Konzept, sie wisse nicht aus noch ein, für seinen Dienst habe sie alles geopfert; jetzt möchte sie am liebsten gar nicht geboren sein. Neuerdings mischten sich Unwillen und verletzter Stolz in ihre Klagen. Maximilian gab ohne Verhandlung mit ihr sein Einverständnis zur „Emanzipation“ Karls, als ihm — außer einer stattlichen „Verehrung“ — die Weiterzahlung seiner bisherigen Pension zugesichert wurde. Mit der Mündigkeit Karls aber war die Regentschaft zu Ende, Margaretes politische Rolle einstweilen ausgespielt.

Regierungsantritt Karls. Chievres

Am 5. Januar 1515 erfolgte wirklich im Ständesaal des Hofes zu Brüssel die feierliche Proklamation der Großjährigkeit des Herzogs Karl von Burgund, der freilich in Castilien nach den Verträgen bis zu seinem 25. Lebensjahre noch durch seinen Großvater Ferdinand vertreten werden sollte.

Von der Emanzipation ging es zu Huldigungsfahrten durch die Niederlande. Wir können sie verfolgen, denn die fremden Gesandten, die nun auch zuströmten, ließen sich bald hier, bald dort empfangen und berichteten so aus den verschiedensten Städten des Landes. Die Niederländer freuten sich, Feste zu feiern, wie vor 20 Jahren bei der Joyeuse entrée Philipps des Schönen und früher so oft. Das höfische Leben, jetzt vorwiegend in Brüssel, gewann wieder Mittel-

punkt und Stil. In dem heute verschwundenen Herzogshof bezogen Karl und Eleonore getrennte Quartiere mit ihren Hofstaaten.

Je ausschließlicher der hohe Adel wie in den Zeiten Philipps die Regierung beherrschte, um so mehr traten auch seine Lebensformen in die Erscheinung. Man feierte Feste, Turniere und Jagden. Heinrich von Nassau gab seine fürstlichen Einladungen. Chievres lud zu Jagddiners auf sein Schloß Heverle an der Dyle, der Pfalzgraf Friedrich und Karl von Lannoy brachen Lanzen — auch einmal zur Entscheidung über die am Hof erörterte Frage, ob die Beschäftigung mit der Musik verwechliche oder nicht. Der Pfalzgraf trat für die Musik ein und stellte für den Austrag des Streites die besonders harten Bedingungen des „deutschen Turniers“; das wollte sagen, nicht die gewöhnliche Form mit den schwanken, leicht aufgesplitterten Speeren, die an ihren Enden Krönchen trugen, die man dem Gegner auf den Harnisch ramte, sondern mit starren Lanzen und in so tiefen Sätteln, daß es um Roß und Reiter ging. Der Pfalzgraf blieb Sieger, aber auch sein Pferd kam schließlich zum Sturz, und er trug noch lange an den Folgen dieser Verletzung.

Der ganze Apparat von Hof- und Oberhofchargen wurde neu aufgezogen, und nach der Hofordnung von 1515, den Hoflisten von 1517 und den Gehaltsordnungen können wir uns ein Bild machen von dem Umfange und den Kosten dieser ungeheuren, schwerfälligen und zeremoniösen Hülle, die das Leben des jungen Herrn umschloß. Sie ziehen an uns vorüber, die Almoseniere und Kapläne, Musiker und Chorknaben; die Großkammerer Wilhelm von Croy und Anton Lalaing, Herr von Montigny mit den Kammerherren Gorrevod, Gaesbeck, Graf Egmont, Beaurain und Sempy aus dem Hause Croy, Molembais und Maingoval aus dem Hause Lannoy; die gelehrten Räte, an der Spitze Jean de Sauvage, Herr von Escaubeque in Flandern, Adrian von Utrecht, Professor in Loewen, Philipp Naturel, Kanzler des Ordens, Carondelet, Dekan von Besançon und Gerard de Pleine, Herr von La Roche, auch Maître des requêtes, das heißt juristischer Rat. Sodann die Haus- und Hofmeister mit den Junkern in der Paneterie, in dem Schenkenamt und dem Marstall; auch hier die später viel genannten Namen des Oberstallmeisters Ferry de Croy, Seigneur de Roelz, und der Stallmeister Guillaume Carondelet und Charles de Lannoy; unter den Junkern der aufstrebende Nachwuchs der im Dienst stehenden Familien Gorrevod, Rye, St. Pol, Courrières, Sauvage, Lannoy und Montfort; neben Burgundern und Niederländern zahlreiche Spanier in Erwartung der kommenden Dinge, wie Guevara, Juan de Zuñiga und Diego Manuel, der Sohn des Juan. Zum Stabe des Kammerers gehörten auch die

Ärzte, und der bekannteste von ihnen aus der ersten Zeit, der Humanist Marliano war es, der für Karl die stolze Devise erfand Plus oultre — in symbolischem Sinne: „weit hinaus“ über das gewöhnliche Maß, über die Säulen des Herkules, die im Bilde neben dem PLUS ULTRA zu stehen pflegen.

Von den Kosten des personentreichen und üppigen Hofes eine zutreffende Vorstellung zu gewinnen, ist schwer. Da es neben den täglichen Besoldungen in vielen Fällen noch Jahrespensionen gab und überall in weitem Umfange Naturalverpflegung, sind alle Zahlen nur mit erheblichen Einschränkungen brauchbar. Auch die Umrechnung in die heutige Kaufkraft des Geldes, die allein eine wirkliche Anschauung geben kann, unterliegt vielen Bedenken. Rechnet man aber auch nur die fünffache Kaufkraft des Metallwertes nach dem Münzgewicht, so kommt man auf Ausgaben von rund 10 000 Goldmark für den Tag und auf mehr als $3\frac{1}{2}$ Millionen für das Jahr, lediglich an Gehältern und Verpflegung. Dazu treten noch alle anderen laufenden Ausgaben. Allein für seine Kleidung hat Karl nach genauen Belegen binnen acht Monaten nicht weniger als 300 000 Goldmark ausgegeben. Weiter muß man in Rechnung stellen die unsagbar kostbare Ausstattung aller Feste, Aufzüge und Reisen des Souverains; auch die Kosten des Goldenen Vlieses mit seinen Banketten und Turnieren. So kommt man schätzungsweise zu der für das kleine Land märchenhaften Jahressumme von vielen Millionen bloß für den Hof.

Neben wirklichen Kunstwerken und zauberhaftem Schmuck der Personen und der Räume gab es, vielleicht vorherrschend, einen massigen Prunk, eine Häufung von Kostbarkeiten, Veranstaltungen und Genüssen ohne rechtes Maß. Das Diner magnifique bei dem ersten von Karl abgehaltenen Kapitel des Goldenen Vlieses war so schwer, daß die meisten Ritter nachher die Vesper versäumten, teils weil sie unwohl waren, teils weil sie noch immer bei Tische saßen. Dabei hatte dieser Hof noch ein gutes Ansehen; er galt für prächtig, aber streng.

Die Erzherzogin Margarete in Mecheln war nicht mehr Regentin, doch blieb sie mit ihrem Hof natürlich die erste Dame des Landes, Tochter des Kaisers und der Marie von Burgund; immer noch zugänglich für das politische Spiel, immer noch gewogen ihren alten Freunden, insbesondere der englischen Partei und den englischen Gesandten.

Chièvres dagegen, der bisher vielfach in der Opposition gestanden hatte, mußte jetzt die volle Verantwortung tragen. Indessen zeigte er sich auch der neuen Aufgabe gewachsen. Zusammen mit Sauvage und etwa noch Adrian von Utrecht bildete er den engsten Rat, während zum weiteren Rat des Für-

sten von jeher alle Ritter des Ordens und die höchsten Würdenträger des Hofes gehörten. Chibres konnte über ausgiebige Bewilligungen der Stände verfügen, denn diese waren es vor allem gewesen, die Karls selbständige Regierung gewünscht hatten. Er mochte in den Landschaften bei dem Besuch des jungen Fürsten auch alle Stimmungen und Hoffnungen eines solchen Regierungsantritts ausnutzen. Andererseits hatte er nicht nur mit Schwierigkeiten von seiten des Kaisers zu rechnen, sondern stand gerade nach den letzten Ereignissen ziemlich offen zwischen Frankreich und Aragon.

Nun traf es sich, daß eben in den Tagen, da man die Emanzipation Karls rüstete, in Frankreich durch den Tod Ludwigs XII am 1. Januar 1515 der junge Fürst zum Thron gelangte, der für Karls Leben fortan entscheidende Bedeutung gewinnen sollte, Franz I. Er hatte Karl als Herzog von Burgund und vornehmsten „Vasallen“ zur Krönungsfeier eingeladen. Karl entschuldigte sich, sandte aber als Vertreter Heinrich von Nassau und Michel de Sempy nebst anderen Herren, auch zur Erörterung der politischen Beziehungen zwischen beiden Ländern. Es sollte von der Lehnsnutzung für Flandern und Artois die Rede sein; auch von der Bourgogne und den daran hängenden Rechten Karls. Ebenso vorsichtig von einer Verbindung Karls mit Renate, der zweiten Tochter Ludwigs XII, also der Schwägerin Franz' I. Als Mitgift dachte man sich (doch wohl unter Maximilians Einfluß) vor allem Mailand — außer Geldzahlungen und Erbsprüchen. Die Gesandtschaft kam zur Krönung zu spät und mußte über die Brautwerbung und die Freundschaft noch wochenlang mühsam verhandeln. Wir haben darüber höchst anschauliche Berichte. Franz war aufgeräumt, aber zähe. Auf einem Ball bei der Herzogin von Vendôme sprach er lange mit Nassau und Sempy. Sie sagten ihm: „Majestät, Sie sind jung wie unser Fürst. Sie sind beide unbeschriebene Blätter und könnten zusammen einen segensreichen Anfang machen für die ganze Christenheit.“ Franz gab nicht etwa obenhin, sondern auf sein Ritterwort die Versicherung, daß ihm ebensosehr daran liege wie Karl. Die Damen des Hofes, die unter Franz I zunehmend eine gesellschaftliche und auch schon eine politische Rolle spielen sollten, bestürmten Nassau mit Fragen nach seinem Herrn und dessen Titeln und Reichen. Nassau gab vorsichtig, aber deutlich Bescheid, da er zu wissen glaubte, daß gleichzeitig der König von Aragon um die Hand der Renate für seinen zweiten Enkel, den Infanten Ferdinand, warb. In der Tat gewann man diesem das Geld ab.

Das war keineswegs bedeutungslos, denn der alte Ferdinand von Aragon sann auf alle Weise, seinem gleichnamigen und bei ihm erzogenen Lieblings-

enkel eine große Zukunft zu sichern. So hatte er den, schon vor Jahren wohl durch die Regentin Anna angeregten Gedanken einer Verbindung mit dem französischen Königshause lebhaft aufgegriffen und auch Maximilian durch kluges Eingehen auf dessen oberitalienische Neigungen für eine Förderung des Infanten gewonnen. Merkwürdig, wie die Unerfättlichkeit der Großväter Frankreich die Karten zuspielte.

Eben deshalb war der sonstige Ertrag der Pariser Verhandlungen für die Niederländer mager. Wir erfahren einiges über die letzten Streitpunkte, wenn für den Fall der Vertragsverletzung durch Frankreich die Grafschaft Ponthieu und die Somme-Städte an Karl fallen sollten, der auch die Hauptleute schon in Pflicht nehmen durfte, wie er denn sogleich als französische Verleihung auch die alte Composition d'Artois erhielt; umgekehrt sollten für den Fall der Vertragsverletzung durch die Niederlande Artois und Charolais heimfallen. Der Erzherzogin Margarete, deren Interessen Gattinara vertrat, wurden die beschlagnahmten Einnahmen aus Charolais und Zubehör gesichert. Ein Instrument vom 31. März nennt auch die beiderseitigen Freunde; viele decken sich; nur auf französischer Seite werden genannt Schottland, Venedig und andere italienische Staaten, Geldern und die Stände des Niederstifts Utrecht, sowie der Herr von Sedan. Nur auf burgundischer Seite Aragon (durch Geheimvertrag eingeschränkt), Cleve, Bischof und Stadt Cambrai, Bischof und Stadt Utrecht, die Schweizer und die Anhänger Karls in Geldern. Man sieht, wie wenig geschlossen sich noch diese Staaten fühlten. Im übrigen wurde der Vertrag über die zukünftige Heirat am Palmsonntag dem 2. April in Notre-Dame feierlich beschworen, nachdem noch eine Einwirkung auf den König von Aragon zur Rückgabe Navarras verabredet war.

Die Niederlande frohlockten über den Pariser Frieden, der ihrem Handel zugute kommen sollte. Heinrich von Nassau aber, ein Wittwer von 32 Jahren, hatte, unterstützt durch verwandtschaftliche Beziehungen in Paris, die Hand der Claudine von Chalon gewonnen, der späteren Erbin der Herrschaft Orange. Noch in demselben Sommer, nach dem Tode Johanns von Egmont, übertrug Karl an ihn auch die Statthalterschaft in Holland, Seeland und Friesland — alles dieses folgenschwer für das später souveräne Haus Nassau-Dracien.

Angesichts der ungelösten Spannung zum Könige von Aragon, der sich auch nach dem Testament von 1515 doch wieder mit dem Gedanken trug, für den Fall seines Todes wenigstens die einstweilige Regentschaft und die drei großen Ritterorden dem Infanten Ferdinand zu übertragen, schien es der burgundischen Regierung nötig, nach Spanien eine Persönlichkeit zu senden, die

ganz besonders von dem Vertrauen Karls getragen war. Man wählte Adrian von Utrecht, dessen Mission um so schwerer war, als er nicht nur zu Karls Gunsten werben, sondern nötigenfalls in dem ihm völlig unbekanntem Land sogar die vorläufige Regentschaft übernehmen sollte. Sicherlich gab es damals in den Niederlanden niemand, der dieser heiklen Doppelaufgabe wirklich gewachsen gewesen wäre. Die Anregung wegen Navarra gab man entsprechend der Pariser Abrede, aber wohl nur formell, durch einen Herrn von Marfilles nach Aragon weiter.

Neben den vorbeugenden Maßregeln in Frankreich und Spanien bedurften die Niederlande dauernd eines guten Verhältnisses zu England. Das wurde gewonnen in einem neuen Handelsvertrage von 1516. Kein geringerer als Thomas Morus, der damals längere Zeit bei Erasmus in den Niederlanden weilte, spielte dabei eine Rolle. Daß man auch sonst mannigfache Rücksichten nehmen mußte, lehrt der Empfang der Venezianer, die im Hinblick auf den Kaiser ostentativ unfreundlich behandelt, unter der Hand aber um so mehr hofiert wurden.

Ein gutes Jahr nach der Emanzipation Karls sammelte sich der Hof zu einer neuen, noch großartigeren Feierlichkeit, zu dem Trauergottesdienst für den am 23. Januar 1516 verstorbenen Großvater Karls, den König Ferdinand von Aragon. Ein grandioser Trauerzug bewegte sich am 13. März vom Herzogshof nach St. Gudule durch ein Spalier von 2000 Fackeln tragender Bürger. Die Kirche, mit den kostbarsten Teppichen und Gobelins geschmückt, im Schein unzähliger Kerzen. Von der Kanzel hielt Michel Pavye die Trauerrede — „in diesen Totentanz treten sie alle ein, König und Fürsten, das ist das unerbittliche Gesetz des Lebens! Szepter und Kronen werden zerschlagen. Gedenken wir, gedenken wir dieser Wendung unserer Freuden und Feste in Trauer und Wehklagen!“ Der junge Fürst saß gegenüber in Trauergewändern. Danach trat der Herold des Goldenen Vlieses auf, rief zweimal laut in die Kirche „Don Ferdinand“ — und dreimal die Antwort: „Er ist gestorben.“ Als bald sank die Königsstandarte von Aragon zu Boden. Abermals erhob sich der Herold und rief: „Es leben Doña Juana und Don Carlos, die katholischen Könige.“ Karl, der das Trauergewand abgelegt hatte, erschien auf einer Estrade, nahm einen am Altar geweihten Degen aus der Hand des Bischofs von Badajoz und schwang ihn in der Luft, die ein vieltausendstimmiges Hoch auf den König durchzitterte.

Das bedeutete das Ende der altburgundischen Zeit. Karl war nun König von Spanien neben seiner kranken Mutter. Vor seinen Blicken tat sich die Welt

auf, und die Niederlande waren bald nicht viel mehr als ein Stückchen in dem Weltreich, das er regieren sollte. Das Land seiner Geburt und seiner Jugend hatte ihm seine eigentümlichen Bildungsmöglichkeiten gegeben, eine ernste Lebensgrundlage und viel mehr noch eine höfische Haltung und hochfürstliche Ansprüche. Die Begriffe der Ehre und des Kampfes für den christlichen Glauben, wie sie der Orden verkündete, waren tief in ihn eingesenkt. Die Formen aber, in denen man sich bewegte, waren die einer absterbenden Zeit. Aus einer politisch und geistig altmodischen Gesellschaft trat Karl, noch erfüllt von ihren Idealen, in die große Welt. Sonderbar, wie hier Altes und Junges zusammenstießen; aber vielleicht ist auch das, wie so vieles in diesem ungeheuren Leben, allgemein menschlich. Jede Generation muß durch die Vermächtnisse der Vorzeit zu dem Eigenen.

2. König von Castilien und Aragon

Die mannigfachen Rückwirkungen der spanischen Politik auf die Niederlande vermochten bisher der burgundischen Regierung das Geseß des Handels nicht zu entwinden. Vielmehr hatte sie sich klug behauptet und sogar allen Wünschen Ferdinands von Aragon in bezug auf die Erziehung seines Enkels in Spanien kühl widerstanden. Damit war natürlich die schon angedeutete Gefahr verbunden gewesen, daß man in Spanien, sei es in Aragon am Hofe König Ferdinands, sei es in Castilien in der Umgebung des Infanten Ferdinand versuchte, diesen gegen seinen älteren Bruder auszuspielen. Ganz hat es daran nicht gefehlt, und die Erzieher des Infanten, Pedro Nuñez de Guzman und Alvaro Osorio Bischof von Astorga, durften auf die Königin-Witwe von Aragon rechnen. Ernsten Charakter hat diese Gefahr nicht angenommen.

Wenn man aber bedenkt, welche erschütternden Spannungen die spanischen Reiche vom Tode der Königin Isabella (1504) bis zum Tode Ferdinands von Aragon (1516) bereits ausgehalten hatten — den Streit um die Regentschaft Philipps als Gemahl der Juana, was altcastilischem Recht entsprach, oder Ferdinands, wie es das Testament der Isabella wollte; dann das Hineinzerren der Regierungsunfähigkeit oder Geisteskrankheit der Juana in diese Frage; weiter die Aufspaltung des castilischen Adels, der schließlich aus ererbtem Eigenswillen gegen Aragon fast ausnahmslos zu Philipp übergegangen war; endlich den frühen Tod Philipps und die nun unbestreitbare Regentschaft Ferdinands für seine Tochter mit ihrer Rückwirkung auf das Verhalten der alten Gegner und deren Hinüberströmen nach den Niederlanden —, so muß man sich wundern, daß nach dem Tode Ferdinands das Gefüge der vereinigten Reiche nicht noch stärker gelockert erschien, als es ohnehin der Fall war.

Der Grund für den Bestand der Herrschaft lag ganz wesentlich in der Haltung des Regenten von Castilien, Ximenes de Cisneros, Erzbischofs von Toledo. Jede neue Beschäftigung mit der spanischen Geschichte dieser Zeit läßt die scharf umrissene hohe Gestalt dieses einzigartigen Mannes nur noch mächtiger hervortreten. Wir dürfen sein Wesen als Inbegriff der Kräfte betrachten, aus denen während seiner Generation ein neues Spanien geboren wurde. Gerade er freilich sollte zeitlebens an der Sorge um dieses Spanien schwer tragen.

Das alte Spanien war nie eine Einheit gewesen. So geschlossen die geographische Figur der Halbinsel ist, so zerrissen und spannungsreich war seit Jahrhunderten ihr politisches Gefüge. Weit entfernt, sich selbst zu genügen, sprengten die Reiche ihre natürlichen Grenzen und drängten auseinander in entgegengesetzte Richtungen der Welt. Portugal hatte sein Antlitz ganz dem Meere zugekehrt und träumte nur von afrikanischen Küsten, von der Umfassung des ungeheuren südlichen Kontinents und von der Erschließung des Weges nach Indien. Der Erfolg kam riesengroß, zog aber das Land nun erst recht von der übrigen Halbinsel und von Europa ab. Die Könige von Castilien hatten von den Bergländern Asturiens hinab bis zu den Säulen des Herkules hin die Reconquista, die Rückgewinnung des Landes aus den Händen der Mauren durchgeführt. Von den alten Heiligthümern und Kathedralen von Santiago, Leon und Burgos über Extremadura und Neucastilien mit Toledo am Tajo, Badajoz am Guadiana waren sie vorgestoßen bis Sevilla, Cordoba und Jaën im Abschnitt des Guadalquivir. Schließlich erreichten sie nach der Eroberung von Granada 1492 auch die Küsten des südlichen Meeres und ließen sich nun gleichfalls in die unbekanntern Fernen der Indienfahrt verlocken; von Palos, dem Hafen des Rio Tinto aus, segelten Anfang August 1492 die drei Fahrzeuge des Columbus nach Westen. Dringender empfand man freilich noch die Befriedung der Gewässer an den Malaga und Cartagena gegenüberliegenden afrikanischen Küsten. Auf das Mittelmeer aber waren lange vorher schon die Aragonesen hinausgezogen, selbst wieder Könige einer Gruppe von Reichen. Es war als hätten sie dem Gefälle des Ebro, der ihr Land durchströmt, folgen müssen, um sich dann ganz durch die Küstenlandschaften von Cataluña und Valencia bestimmen zu lassen. Sie erwarben schon im 13. Jahrhundert Sizilien, im 15. Jahrhundert Neapel und standen eben wieder im Kampf darum; der große Alfonso hatte an der Seite Calixts III die Abwehr der Türken im Übergreifen nach Albanien betrieben und zur See bis tief in die Levante. In Italien aber spürten die Aragonesen erregend und ablenkend auch sonst den Pulsschlag der großen abendländischen Welt.

In den langen Kämpfen aller dieser Reiche, besonders gegen die Mauren, war wie meistens in Eroberungskriegen ein waffen- und besitzfroher Herrenstand groß geworden, der ähnlich dem burgundischen in den heranwachsenden Reichen durch mannigfache freundliche und feindselige Beziehungen seiner Einheit bewußt wurde, ohne doch aufzuhören, sich in landschaftlichen Fehden zu bekriegen und

der Unterordnung unter eine feste Staatsgewalt zu widerstreben. Wir müssen auch hier einige der großen Geschlechter, deren Namen uns fortan immer wieder begegnen werden, in ihren Landschaften aufsuchen.

Da saßen in Altcastilien, dem Königsgeschlecht selbst verwandt, die uns schon bekannten Manuel und wir finden ganz entsprechend Angehörige des Hauses auf den Bischofsstühlen von Santiago, Leon und Zamora. In derselben Landschaft die Enriquez, nördlich vom Duero, westlich Valladolid; sie besaßen den Ehrentitel eines Admirals von Castilien; eine Tochter des älteren Fadrique Enriquez († 1473) war die Mutter Ferdinands von Aragon gewesen; das Heimatbistum der Familie war Osma. Mehr im Osten von Altcastilien um den oberen Ebro herum lagen die Güter der Velasco, Grafen von Haro und Herzöge von Grias — denn alle diese Geschlechter hatten, wie in Burgund, für ihre Linien vielerlei Besitztitel, nur im Range noch prunkender als die Niederländer. Die Velasco führten das Amt des Connétable, und Bernardino war obendrein mit einer natürlichen Tochter Ferdinands von Aragon vermählt. Längs der aragonischen Grenze saßen auch die Hurtado de Mendoza, Herzöge von Infantado und Markgrafen von Mondejar, Grafen von Tendilla in Guadalajara; finden wir auch sie als Bischöfe von Oviedo, Burgos, Zamora und Palencia, so sind sie als typischer Reichsadel doch bald auch auf die Bischofsstühle von Toledo und Jaën gekommen. Ähnliches gilt von dem altcastilischen Hause der Manrique de Lara, die man nach dem Herzogstitel von Najera zunächst nahe Burgos suchen muß; schon 1499 war Alonso Manrique Bischof von Badajoz; wir fanden ihn bereits am Hofe des jungen Herrschers; er sollte auch Cordoba und Sevilla erhalten. Die Astorga, Herren von Osorio und Grafen von Lemos, finden sich natürlich auch im Bistum ihrer Heimat. Die Benavente stammen aus der Gegend von Zamora; die de la Cueva, Herzöge von Albuquerque, schon vor der portugiesischen Grenze nördlich Badajoz.

In den Tajo-Abschnitt führen die Silva, Grafen von Cisuentes, und die Alvarez von Toledo, Herzöge von Alba, die auf Bischofsstühlen von Burgos bis Granada begegnen. Mit ihnen maßen sich gelegentlich die aus dem Norden zugezogenen Zuñiga, in einer Linie Herzöge von Bejar. Weiter östlich saßen die Pacheco, Markgrafen von Villena, Herzöge von Escalona, verschwägert mit den Acuña und Puertocarrero. In den reichen andalusischen Süden gelangen wir mit der bedeutenden Familie der Cordoba, aus der Gonzalo Hernandez stammte, der Gran Capitan, erster Feldherr und Organisator der Heere Ferdinands von Aragon, verschwägert den Puertocarrero; auch Alfonso Aguilar, der Vater des Markgrafen von Priego, gehörte zur Sippe. Der Titel des Herzogs von Cessa

ging von dem Gran Capitan auf den Gemahl seiner Erbtöchter Don Luis de Cordoba über. Im Süden weiter die Figueroa, Grafen von Feria, und die Guzmán, Herzöge von Medina Sidonia, östlich Cadix, Grafen von Niebla, im Gebiet von Sevilla — im Besitz des Herzogstitels von Medina Sidonia durch Pedro Giron aus dem Hause Acuña angegriffen.

Es war nötig, diese Familien als Stücke des Landes zu erkennen und doch nicht zu vergessen, daß sie im Kirchen- und Kriegsdienst eben auch ein Reichsadel geworden sind und in ihren vornehmsten Vertretern später zum Goldenen Vlies gelangten. Sie blieben noch lange unbändig und ließen sich ähnlich den deutschen Fürsten und Herren von den neuen Verichten nichts sagen. So mußten die Könige, wenn sie einen Staat schaffen wollten, ihnen auch mit Machtmitteln begegnen und diese hatten sie, wie überall in Europa, zuerst bei den Städten gefunden. Die Städte boten als Burgen gewaltige Stützpunkte mit Menschen und Reichtum. Wenn stellenweise der Hochadel seinen Einfluß auf die Städte behauptete, mehr noch der Kleinadel der Hidalgos, so war ihr allgemein beherrschendes Element doch die gewerbliche und handeltreibende Bevölkerung, von deren wirtschaftlichen Stimmungen wir noch hören werden. Diese Städte übten ihre politische Macht in den Cortes, ihre militärische gelegentlich in einer Hermandad, einer Landfriedenseinung ähnlich den deutschen Städtebünden.

Betont man, daß die Krone sich auch auf die Kirche stützte, so ist das in erster Linie im Sinne einer unmittelbaren Ausbeutung der wirtschaftlichen Mittel der Kirche zu verstehen. Natürlich lockte die Aussicht auf hohe Pfründen, über die der König verfügte, in seinen Dienst. Wichtiger wurde allgemein die Besteuerung der toten Hand unter Mitwirkung des Papstes und die Verfügung der Krone über die sehr erheblichen Reichtümer der drei Ritterorden von Santiago, Alcantara und Calatrava.

Das wichtigste halbkirchliche Machtmittel aber wurde die Inquisition. Das Wort bedarf der Erläuterung, denn Inquisition als Untersuchungsverfahren kennt schon das altfränkische Recht. Eine besondere Inquisition gegen Ketzer legten die Päpste des 13. Jahrhunderts in die Hände der Dominikaner. Das Inquisitionsprivileg der spanischen Könige vom 1. November 1478 steht dagegen in unmittelbarer Beziehung zu dem Glaubens- und Rassenkampf, der sich damals in Spanien aufs äußerste zugespitzt hatte. Der volkstümliche Judenhaß des hohen Mittelalters war eine Begleiterscheinung der Kreuzzüge gewesen; er wandte sich gegen die Feinde des Glaubens, zunehmend freilich auch gegen den Reichtum und die wirtschaftliche Konkurrenz der Juden. Spanien war ja die einzige Stelle, an der sich das Abendland breit mit dem Orient

berührte. Die überaus zahlreichen Juden wichen aus oder bekehrten sich, doch glaubte man zu wissen, daß sie vielfach nur zum Schein getauft seien und nun um so verderblicher in die christlichen Familien einheirateten. Gegen das Scheinchristentum sollte die neue Inquisition eine staatliche Gerichtsorganisation sein. Blut- und Glaubensreinheit, *limpieza*, verwachsen zu einer eigentümlichen Grundforderung des Spaniers, und jede Verdächtigung des einen oder des anderen gaben der in Anklage und Verfahren undurchsichtigen Inquisition ihre eigentümliche Furchtbarkeit. Dabei lieferte die Strafe der Vermögenskonfiskation dem Staate auch noch eine materiell überaus gefährliche Waffe in die Hand.

Der Staat war aber in zunehmendem Maße die königliche Regierung, und so wurde das letzte und entscheidende Instrument der Krone das gelehrte Beamtentum. Diese *Letrados* waren trotz vielfacher Beziehungen zu kirchlichen Pfründen von der Kirche so unabhängig wie von den Städten und vom Adel. Man spricht gern von allgemeinen Tendenzen der Entwicklung, etwa dem Übergang der Rechtspflege, der Staatsverwaltung, ja der Staatsleitung in die Hände gebildeter Juristen und Humanisten. Ein Staatsgefüge, das auf einem sich selbst ergänzenden Berufsbeamtentum aufgebaut ist, besitzt gewiß, so lange seine Grundlagen nicht angetastet werden, eine ungeheure Widerstandskraft, weil es seine eigene Idee, sein eigenes Ethos hervorbringt und aus dieser inneren Kraft die Wechselfälle der klugen und unklugen Regenten überdauert. Allein weitverbreitete oder ähnliche Entwicklungen erhalten ihre besonderen Formen immer erst durch das, was die verantwortlichen Herrscher daraus machen, und einmal mußte auch in Spanien das alles doch erst begründet werden.

Vom Tode Isabellas (1504) bis zum Tode Ferdinands (1516) Kardinal Ximenez

Kein Zweifel, daß der neue Staat in Spanien innerlich und äußerlich in seiner Einheit und Geschlossenheit aufgebaut worden ist in den Tagen der Isabella von Castilien und unter ihrer ganz persönlichen Mitwirkung. Indem die zugleich von Portugal und von einer unechten Nichte, der Beltraneja, und deren Anhang bedrängte Thronerbin unter den schwierigsten Umständen dem jungen Ferdinand von Aragon die Hand reichte (1469) und in seinem Schutz nach dem Tode ihres verlotterten Bruders Heinrich (1474) das aus Rand und Band geratene Reich gestützt auf die Tradition der Dynastie und ihre eigene

mutige Haltung behauptete, strömten ihr auch die Helfer zu; und sie hatte die Größe, sich beraten zu lassen. Die Klugheit und die tiefere Gebundenheit der Frau wurden ergänzt von der Tatkraft des Mannes; die spätere Vereinigung der beiden Reiche Castilien und Aragon zu der Krone Spaniens zeichnete sich in ihrer gemeinsamen Regierung und in ihren Unternehmungen schon ab.

Ferdinand von Aragon hat das Unglück gehabt, von Machiavelli bewundert zu werden, und deshalb ist er allzusehr in den Geruch des Bösewichts geraten. Man tut ihm wie dem großen Florentiner damit Unrecht. Allerdings sagt Machiavelli von ihm im 21. Kapitel des Principe: „Man muß König Ferdinand wohl zu den Emporkömmlingen rechnen, weil er aus einem machtlosen Herrscher zum ersten Könige der Christenheit aufgestiegen ist. Wenn Ihr seine Taten betrachtet, werdet Ihr sie alle sehr groß und einige außerordentlich finden. Zu Beginn seiner Regierung griff er Granada an und diese Unternehmung wurde der Grund seiner Staatsmacht. Er hielt den Sinn der Barone von Castilien beschäftigt, die durch die Art seiner Unternehmungen ihre Ansprüche im Innern vergaßen. Er konnte seine Heere ernähren mit den Geldern der Kirche und des Volkes und im Laufe dieses langen Krieges den Grund zu einem Heere legen, das ihn später so berühmt gemacht hat. Überdies, um noch größere Dinge — immer im Dienste der Religion — durchzuführen, wandte er sich einer frommen Grausamkeit zu, indem er die Marranen (wie man die Orientalen benannte) aus seinem Reich vertrieb. Unter demselben Vorwand griff er Afrika an, machte die Unternehmungen in Italien und bekämpfte zuletzt Frankreich. So hat er immer große Dinge angepackt und seine Untertanen dauernd in Spannung und Bewunderung gehalten.“

Das alles zeigt den Eindruck Ferdinands in Italien, ist aber nur halb richtig. Das Verdienst eines kriegerischen und umsichtigen Fürsten wird man Ferdinand nicht bestreiten. Seiner Gemahlin war er ein Ehemann mit allen Schwächen seiner Zeit, und wie nur je in Burgund saßen auf dem Erzstuhl von Saragossa Generationen von Bastarden. Die militärischen Erfolge verdankte er seinen Generalen, dem großen Capitan und dem weniger sicheren Pedro Navarro. Die Durchführung der inneren Politik aber kommt ganz wesentlich auf Rechnung der Isabella und — des Kardinals Jimenez. Dieser nimmt Ferdinand auch einen Teil der Verantwortung ab für die Vertreibung und Unterdrückung der Marranen, die Machiavelli die bestremdeste und außerordentlichste unter den Handlungen Ferdinands genannt hat. Für Isabella gibt es keine höhere Ehre, als daß sie Jimenez als Beichtvater gewann und aus dem Beichtvater den Staatsmann großen Stils werden ließ.

Francisco Ximenez de Cisneros ist eine von den Persönlichkeiten der Weltgeschichte, die wider Willen aus einer ihnen genügenden geistigen Welt in das politische Leben fast mit Gewalt hineingezogen wurden und ihre Genialität deshalb in einer ungeheuren Weltüberlegenheit auswirken ließen. Wie sich der junge Gelehrte, der in Rom Priester geworden war, in dem Anspruch auf eine ihm hier bewilligte Pfründe daheim gegen seinen Bischof durchzusetzen wagte, freilich auch Jahre lang gefangen saß, dann, in seinen reichen Gaben erkannt, gesucht, geehrt, doch wieder das Leben floh, um in einem Franziskanerkloster die grenzenlose Befriedigung völliger Hingebung und Weltüberwindung zu empfinden, läßt schon eine starke und leidenschaftliche Seele vermuten. Kein Wunder, daß man erneut um ihn warb, daß sein Bischof Don Pedro Gonzalez de Mendoza ihn von Siguenza nach Toledo nachzog und ihn hier der Königin empfahl. An ihrer Seite fand er seine eigentliche Berufung. Das Entschlossene und Unbekümmerte seiner Lebenshaltung begleitete ihn auch in die Politik. Nirgends wollte oder tat er etwas Halbes. Als er 1495, vom Papst gezwungen, das Erzbistum Toledo angenommen hatte, begann er die umfassendste Reform der spanischen Kirche. Schon berührt von der Philologie des Humanismus, sorgte er für die Drucklegung der Heiligen Schrift in den drei Sprachen und für Predigt oder Erklärung des Evangeliums in jeder Messe. Er verlangte durchgreifende Reformen des Pfarrhauses, Führung von Tauf- und Beichtregistern, Residenz der Bischöfe an ihren Kathedralen — lauter Maßregeln einer Gegenreformation lange vor der Reformation.

So entschied Ximenez auch in der Lebensfrage Spaniens, der Einheit des Glaubens in der Auseinandersetzung mit Juden und Mauren. Es kam sein, daß er das Steuer falsch gestellt hat, daß die moralischen und wirtschaftlichen Folgen Spanien später ruiniert haben, aber er handelte nicht nur als religiöser Eiferer, sondern zugleich als nationaler Staatsmann und im Sinne weiter Schichten der Bevölkerung. Der Kampf gegen das jüdische Element war durch das Dekret der katholischen Könige vom 30. März 1492 in furchtbarstem Ausmaß zum Abschluß gebracht, insofern auf einmal alle noch nicht bekehrten oder taufwilligen Juden des Landes verwiesen wurden. An die 36 000 Juden sollen ausgewandert sein.

Nun entstand die neue Frage, ob man die bei der Unterwerfung Granadas zunächst noch gewährte Toleranz gegenüber der maurisch-mohammedanischen Bevölkerung weiterbestehen lassen dürfe oder nicht. In dieser Beziehung neigte die alte Zeit zur Toleranz; der Adel lebte von dem Fleiß und der Anspruchslosigkeit der Mudejares, und noch nach dreißig Jahren sollte sich im Königreich

Valencia, dem südlichsten Teil von Aragon, das Problem erneut ergeben, ob diese maurische Bevölkerung, so wie sie war, nicht doch eine wirtschaftliche Lebensnotwendigkeit des Landes darstellte. Nur der Mittelstand der Städte, der unter der erfolgreichen Konkurrenz der nichtchristlichen Elemente litt, wünschte ein schärferes Vorgehen.

Ximenez zögerte nicht einen Augenblick, jene Frage nach der Toleranz zu verneinen. Aber er machte sich in seiner echten und positiven Leidenschaft alsbald daran, die Nichtchristen durch Predigt, Lehre und Disputation zu gewinnen. Wie früher der franziskanische Geist des 13. Jahrhunderts, so kam jetzt über ihn der dominikanische. Als sein stürmisches Vorgehen, insbesondere die Vernichtung der arabischen Literatur, gellende Klagen und Aufstände hervorrief, lautete sein Rat auf rücksichtsloses Niederschlagen, und er drang durch. War eine friedliche Einschmelzung der fremden Elemente nicht möglich, dann rechtfertigte in seinen Augen die Idee des Einheitsstaates auch die Gewalt.

Ximenez hatte von Jugend auf gezeigt, daß er keine Menschenfurcht kannte. So schroff er gegen die Mudjares und Marranen vorging, so energisch setzte er die Staatsgewalt auch gegen den Adel ein, gegen das Fehdewesen und die Unsicherheit der Straßen. Nicht, daß sich seine Regierung in Abhängigkeit befunden hätte von dem bürgerlichen Mittelstand; vielmehr handelte er auch hier aus der Idee des nur dem Weltenrichter verantwortlichen Christenstaates. Den Städten gab auch er königliche Stadtdirektoren, Corregidores.

Und doch hat dieser Staatsmann einen Augenblick (ebenso wie der König) das äußere Vermächtnis der Isabella, den spanischen Einheitsstaat, wieder aufs Spiel gesetzt.

Im Zorn über die gegen Isabellas Testament verstößenden Ansprüche Philipps des Schönen konnte sich Ferdinand genau so gut, wie die burgundische Regierung gegen ihn, auf Frankreich stützen. Im Vertrag von Blois, Oktober 1505, war er eine zweite Ehe eingegangen mit Germaine de Foix, der Nichte Ludwigs XII. Ja, er hatte ihr sogar Teile Neapels abgetreten zum Rückfall an Frankreich für den Fall ihrer Kinderlosigkeit. Wäre der von ihr geborene Sohn lebensfähig gewesen, war die Einheit des spanischen Staates selbst zerstört. Ximenez scheint in seiner innerpolitischen Einstellung gegen den widerstrebenden Adel auch jetzt noch Ferdinand zugestimmt zu haben. Vollends schwierig wurde die Lage für ihn nach dem Tode Philipps von Burgund.

Allerdings wählten die Granden von Castilien den Kardinal zum vorläufigen Regenten, weil auch die Radikalsten unter ihnen keinen anderen Ausweg wußten. Bezüglich aller weiteren Schritte gingen die Meinungen völlig

auseinander; die wenigsten wollten Ferdinand. Ximenez ergriff mit Energie die Zügel. Aus den hohen Einnahmen seines Erzstiftes stellte er selbst eine Truppe auf und hielt Ordnung. Wenn auch er die unglückliche Juana nicht zu klaren Entschliessungen bestimmen konnte, so bereitete er doch alles für seinen abwesenden König vor, dem er unter den schwierigsten Verhältnissen die Treue hielt, gleich den alten Anhängern Ferdinands, Alba und Cisuentes. Ferdinand kehrte 1507 aus Neapel zurück und brachte dem Erzbischof persönlich aus Rom den Kardinalshut mit. Beide stellten nun den alten Zustand des einigen Reiches her. Der katholische König regierte, an seiner Seite der Cardinal.

Es kamen die Zeiten der heiligen Liga von 1511, als sich Ferdinand, sein Schwiegersohn Heinrich VIII und später Maximilian mit dem Papste gegen Frankreich vereinigten; als die Spanier, „eben im Begriff ihren Krieg gegen die Ungläubigen fortzuführen“, wie sie sagten, durch den Papst zum Schutz Italiens und der Kirche gegen die französischen Eindringlinge und ihr schismatisches Konzil aufgerufen, das mit Frankreich verbündete Navarra besetzten (1512), unterstützt von England. Dabei handelte es sich nicht bloß um den kleinen nördlich der Pyrenäen gelegenen, also geographisch zu Frankreich gehörigen Teil, sondern um die Einfügung des ganzen stattlichen Reiches von Pamplona bis Tudela am Ebro, das die Verbindung von Altcastilien mit Aragon beherrschte, in den spanischen Gesamtstaat. In Spanien lebte die Vorstellung fort, daß man damals das Papsttum gerettet habe, während man in Wahrheit nicht nur das die Reiche verbindende Navarra erwarb, sondern zum ersten Male eine unbestrittene Vormachtstellung in Italien gewann. Die beiden Großväter blieben einander alliiert; Rückwirkungen ihres Bundes auf Burgund haben uns schon beschäftigt. Aber eben in diese habsburgische Stimmung war auch der Cardinal hineingewachsen.

Der Krieg gegen die Ungläubigen, auf den sich Ferdinand in seinem Manifest wegen Navarra vom 30. Juli 1512 bezog, spielte sich an der afrikanischen Küste ab. Er lag noch unmittelbarer in der Richtung des Ximenez. Sein persönliches Eingreifen brachte den Sturm auf Oran zum Gelingen. Er förderte den Pedro Navarro, der in Algier Raum gewann, freilich auch wieder Einbuße erlitt. Im ganzen aber konnte der inzwischen zum Greise gewordene Cardinal bei Ferdinands Tode (1516) unter aufsteigenden Zeichen der Zukunft Spaniens und dem jungen Erben seiner Kronen entgegensehen.

Ximenez war nun Regent von Castilien, der Erzbischof von Saragossa Regent von Aragon nach dem Testamente Ferdinands; Adrian von Utrecht Regent nach dem Willen Karls; er hatte den Takt, sich mit den spanischen Prälaten zu vertragen; mit Ximenez verband ihn die Gemeinsamkeit theologischer Interessen. Nachdem Karls Proklamation zum Könige am 13. März in Brüssel erfolgt war, verlangte seine Regierung sie am 21. März auch in Spanien. Man empfand das hier als unzulässig, da die Königin Juana, seine Mutter, durch keinerlei Erklärung ihre königlichen Rechte aufgegeben hatte, Karl zur Zeit auch nicht in der Lage war, den üblichen Regierungsantritt vor den Cortes zu vollziehen. Der Kardinal aber ließ durch Carvajal in einer Sitzung der geheimen Räte und Granden eine Begründung geben und kümmerte sich nicht um Einwände. Er hatte volles Verständnis dafür, daß man Zweifel an der Eindeutigkeit der Regierungsgewalt nicht aufkommen lassen dürfe. Stillschweigende Voraussetzung war freilich, daß der junge König sich bald in seinen Reichen zeigte und daß bis dahin die Regenten sein uneingeschränktes Vertrauen vor aller Augen genossen.

Dem Zündstoff gab es allenthalben. Als sich das Erscheinen des Königs immer mehr hinausshob, züngelten die beiden Feuer der Unruhe ineinander, das alte, das immer beim Regierungsantritt eines fremden Herrschers aufgeht; und das neue, das ihm erst recht den Luftstrom zuführen mußte, sobald Zweifel bestanden, von wem man regiert wurde, von dem einheimischen Regenten oder von Fremden im Ausland. Mißgriffe in der Verleihung von Stellen und Gnaden verstärkten die Unsicherheit. In der Korrespondenz des Ximenez mit seinem Vertreter in den Niederlanden, Diego Lopez de Ayala, tritt uns das alles lebhaft entgegen.

In Neapel behauptete Ramon de Cardona die Ruhe, aber aus Sizilien wurden Unruhen gemeldet; der Vizekönig Ugo de Moncada mußte aus Palermo fliehen. Ximenez sandte Schiffe und Truppen. Seine Sorge für die Flotte wurde erst recht angespornt dadurch, daß sich an der afrikanischen Küste neuerdings zwei Renegaten, Horudsch und Chair-ed-Din, genannt Barbarossa, eingenistet hatten, die im Schuß der großtürkischen Macht deren Ausbreitung nach dem Westen vorzubereiten drohten. In Algier konnte nicht einmal ein spanischer Entsatz gegen die Piraten helfen. Ximenez wandte ungeheure Mittel an den Aufbau der Flotte; es ist von 53 000 Dukaten monatlich die Rede. An seinen Vertreter in Brüssel schrieb er am 22. September 1516: „Niemand

kann auf dem Lande mächtig sein, wenn er es nicht auf dem Meere ist.“ Vom Papste erbat er die alte Kreuzzugssteuer vom Kirchengut, die Cruzada, die jetzt wirklich um so mehr gerechtfertigt war, als die Ungläubigen frech bis in die spanischen Häfen hinein vorstießen und die besonders für die Getreidezufuhr lebenswichtige Verbindung Spaniens mit Sizilien gefährdeten. Mittlerweile rückte Jean d'Albret in Navarra ein, kam freilich nicht über den Paß von Roncesval und wurde auch aus St. Jean Pied de Port nördlich der Pyrenäen wieder verdrängt. So energisch hatte der Kardinal das Land verteidigen lassen.

Der Regent erreichte seine Erfolge vielfach trotz der burgundischen Regierung. Er meinte es gut, als er am 6. Dezember 1516 die Cortes der 18 Städte von Castilien berief und auf einen Wink von Brüssel wieder absagte. Ein eigenmächtiges Zusammentreten der Cortes hinderte er im März 1517. Aber als eine Hermandad von Burgos, Leon, Valladolid und Zamora nun doch im Sommer 1517 vier Vertreter an Karl sandte mit den allgemeinen Forderungen, daß der junge König kommen möge, daß man keine Edelmetalle aus dem Reiche ausführe und keine Ämter an Nichtspanier vergäbe, da wurden diese Boten in den Niederlanden freundlich empfangen und getröstet, statt daß man ihnen ihr eigenmächtiges Auftreten verwies.

Bald fühlten sich alle Stände verlezt; die Granden, weil sie selten Grund hatten die Politik des Kardinals zu loben, wenn auch einige ihren Streit mit ihm beglichen; die Städte, weil sie zwar erregt, aber nicht befriedigt waren und von den Niederlanden anderes erwarteten; schließlich auch die Geistlichkeit wegen der Steuern. Um dieselbe Zeit vernahm man in Spanien ernsthafte Klagen über die Konquistadoren in den Neuen Indien. 1516 erhob Las Casas zuerst seine Stimme, und Palacios Rubios trat mit ihm ein für den Schutz der Indianer. Nur einer konnte helfen. Und der war fern.

Warum zögerten Karl und seine Regierung? Seit dem Tode Ferdinands von Aragon war nun schon mehr als ein Jahr vergangen.

Die Regierung Chievres' ließ sich offenbar weder von den guten noch von den schlechten spanischen Posten aus dem Gleichgewicht bringen. Sie hatte einstweilen genug zu tun mit der eigenen neuen Lage zwischen den Mächten. Die bequeme Neutralität von 1513, wo England, der Kaiser und Aragon sich gegen Frankreich verbunden hielten, kam nicht wieder. Frankreich selbst hatte durch den Sieg des jungen Königs bei Marignano am 13. und 14. September 1515 gewaltig an Ansehen gewonnen. Würde seine bedeutende Stellung in Italien nicht auch auf Neapel zurückwirken? Darin lag ebenso viel Mahnung

zur Rücksicht auf seine starke Macht, wie zur Vorsicht gegenüber seinem drohenden Übergewicht. England, der Papst und der Kaiser empfanden vorzüglich das letztere. Aber sich von Maximilian in die italienischen Wirren hineinziehen zu lassen, hatten die Niederlande gar keine Veranlassung. Natürlich kümmerte sich der Kaiser auch in den Niederlanden noch immer um alles. Sein undurchsichtiges Spiel mit Heinrich VIII von England, wobei er bald den Condottiere abgab, bald großartig mit der Kaiserkrone winkte, konnte die vorsichtigen Politiker des burgundischen Hofes nicht mehr verlocken. Dabei hatten die Reibereien in den Niederlanden selbst, die von den französischen Parteigängern Karl von Egmont in Geldern und Robert von der Mark an der Grenze von Lüttich ausgingen, seit dem Pariser Frieden von 1515 keineswegs aufgehört.

Von Geldern aus wurden Friesland und Utrecht fortgesetzt beunruhigt; außer Edzard von Ostfriesland griffen auch andere Nachbarn und Parteigänger ein. Der Herzog Georg von Sachsen hatte die von seinem Vater Albrecht ererbten Rechte auf Friesland am 19. Mai 1515 für 100 000 fl. an Karl abgetreten. Der Herr von Iffelsstein war Statthalter in Friesland geworden. Hier und im Bereich des Herrn von Sedan konnte man versuchen, den Unruhestiftern ihren Rückhalt an Frankreich zu nehmen und sie im übrigen militärisch möglichst lahmzulegen. Man blieb nicht ohne Erfolg. Nassau, Iffelsstein und Wassenauer gewannen die Oberhand, freilich ohne Geldern völlig unschädlich zu machen.

Chievres aber erstrebte mit der ihm eigenen Gradlinigkeit, nicht so sehr aus sentimentalen Neigungen zu Frankreich, als aus der Überzeugung, daß hier für ihn zunächst der Schlüssel zur Lage liege, die Sammlung aller an der burgundischen Politik beteiligten Mächte auf die Stärkung des guten Verhältnisses zu Frankreich. Er gewann in umsichtigem Vorgehen, wobei er auch Familienverbindungen mit ins Spiel brachte, nicht nur die alten englandfreundlichen Gegner seiner Politik, sondern nach und nach auch Margarete und den Kaiser. Es spricht für die Richtigkeit seiner Zielsetzung, daß er sie fast alle überzeugte und zu Mitarbeitern gewann. Es gab für ihn auch Entlastungen. Der Gegensatz der Castilianer und Aragonesen am Hof hatte seine Bedeutung verloren.

So war die Bahn frei für die überaus schwierigen, aber ebenso geschickt durchgeführten gleichzeitigen Verhandlungen mit England und mit Frankreich. In England knüpfte man an die Erneuerung des Handelsvertrages an, um nach den ersten Ergebnissen die Verhandlungen mit Frankreich in Noyon aufzunehmen. Auch diese mußten zwischendurch unterbrochen werden, kamen aber am 13. August 1516 zu dem erwünschten Abschluß. Die Niederländer

hatten dabei immerhin die Stellung ihres Herrn zu der englisch-schweizerisch-kaiserlichen Koalition, die von Neapel aus noch unterstützt wurde, in die Waagschale zu werfen. Der Vertrag von Noyon enthielt die Abrede einer Verbindung Karls mit Madame Louise, der noch nicht einjährigen Tochter Franz' I, die ihm als Mitgift Neapel zubringen sollte. Dafür nahm man die Befriedigung der Königin-Witwe von Navarra für den Zeitpunkt in Aussicht, da Karl in Spanien angekommen sein würde. Zur Vorsicht wurde für den Fall des frühzeitigen Todes der Prinzessin als Ersatz ihre noch ungeborene Schwester versprochen; für den Fall, daß auch dieser Plan versage, wollte man auf die Verbindung mit Renate von Frankreich zurückgreifen.

Es liegt auf der Hand, daß der Vertrag „ein täuschender Schein“ war. Denn daß der siebzehnjährige König allen Ernstes auf die jetzt einjährige Prinzessin warten sollte, daß man, im sicheren, wenn auch mit Tribut belasteten Besitz von Neapel, dieses von Frankreich als Mitgift erhalten und obendrein Navarra, das man ebenfalls fest in Händen hatte, zurückgeben sollte, war nicht zu erwarten. Aber die Franzosen begnügten sich offenbar mit diesem Scheinerfolg, dem die ergebenen Briefe Karls an seinen zukünftigen Schwiegervater und gegenwärtigen Lehnsherrn voll zu entsprechen schienen. Entrüstung gab es nur in Spanien. Wie Jimenez, so kleidete Badajoz seine Enttäuschung in Warnungen vor Frankreich: „Die Franzosen achten weder Wahrheit noch Freundschaft und es ist zu vermuten, daß sie es gegen unsern Herrn noch weniger tun, weil sie eifersüchtig sind, daß er ein noch größerer und mächtigerer Herr ist als ihr König.“ Der spanische Stolz wehrte sich gegen jede Form der Lehnsabhängigkeit ihres Königs von Frankreich, während sich die Burgunder gewöhnt hatten, darin zugleich den Anspruch auf eine Stellung in Frankreich zu erblicken.

Gleichzeitig mit den französischen Verhandlungen näherten sich auch diejenigen mit England ihrem Abschluß. Es war der glänzende Erfolg des jungen Jacques de Luxembourg, Herrn von Aury, daß nicht nur die Freundschaft mit England, sondern schließlich auch ein sehr namhaftes Darlehen zur Bestreitung der Reisekosten von den Niederlanden nach Spanien zugesichert wurde. England wollte offenbar Karl nicht ganz den Franzosen überlassen.

Der Abschluß aller Bündnisverhandlungen lag in den Abmachungen zwischen Karl, Heinrich VIII, dem Papst und dem Kaiser vom 29. Oktober 1516 und dem Anschluß Maximilians an den Vertrag von Noyon am 3. Dezember zu Brüssel. Eine allgemeine Verbrüderung also schien die Christenheit zusammenzufassen, und im Schutze dieses Zustandes wollte das Haus Habsburg die

spanischen Königreiche antreten. Maximilian sagte im Frühjahr 1517 nach einer Audienz in seiner lebhaften und unvorsichtigen Weise zu seinem Enkel: „Mein Sohn, Ihr seid auf dem Wege, die Franzosen zu betrügen, ich werde die Engländer betrügen — oder (sich verbessernd) ich werde mein Bestes dazu tun.“ Die Durchführung der Verträge vertraute man der Zukunft an.

Wie sehr der burgundische Hof sich für seine neuen Aufgaben rüstete, lehrt auch das Ordensfest, das im Spätherbst 1516 in herkömmlicher Pracht begangen wurde. Man feierte vom 25. Oktober bis zum 5. November mit Unterbrechungen wegen der fortgesetzten Verhandlungen mit den französischen Gesandten. Feierlich wurde noch einmal der Friede bekräftigt. Karl nahm von Frankreich den Michaelsorden, Franz I das Goldene Vlies; gewisse Pflichten nach der Satzung wurden ihm dabei ausdrücklich erlassen. Die Prüfung der Ritter im Kapitel gab zu etlichen Rügen Anlaß; umgekehrt erfuhr Don Juan Manuel volle Rechtfertigung für die ihm widerfahrene Unbill. Am wichtigsten war, daß man beschloß, nicht nur die fünfzehn freien Plätze zu besetzen, sondern mit Rücksicht auf die „großartig erweiterte Macht des Hauses Burgund“ den Papst um Zustimmung zur Vermehrung der Zahl der Ritter anzufragen. So wurden zehn Spanier für später in Aussicht genommen und für sofort zahlreiche Deutsche im Dienste der Habsburger. Mit Rücksicht auf Maximilian lehnte man seinen alten Gegner Philipp von Cleve, Herrn von Ravensstein ab. Aber der Infant Ferdinand, der Pfalzgraf Friedrich, der Markgraf Hans von Brandenburg, der später Germaine de Foix heiratete, die Grafen von Werdenberg und Mansfeld wurden sofort gewählt. Von Burgundern Philipp und Anton von Croy, Herren von Porcean und Sempy, Anton Lalain, Herr von Montigny, Karl von Lannoy, Herr von Sazelles, Jacques de Luxembourg, jetzt Herr von Savre, Adolf von Burgund, Herr von Beveren und Vere. Die neuen Plätze waren für Karls demnächstige Schwäger die Könige von Portugal und Ungarn bestimmt, weiter für die Herren von Rappoltstein und Wolkenstein, sowie für Niederländer aus den nördlichen Landschaften, die Gaesbeck, Wassenaer, Zevenbergen und Egmont. Man wahrte noch die altburgundische Tradition und sah doch viele neue Gesichter.

Die erste Hälfte des Jahres 1517 verging in ärgerlichem Zögern. Der geldrische Krieg, der dem Ende zuneigte, kostete zu guter Letzt doch noch beträchtliche Summen. Erst im Herbst schien alles zur Ausfahrt nach Spanien bereit. Da mußte man wochenlang auf günstigen Wind warten.

Man lebte in der Nähe der See in den Dünen bei Middelburg, und hier spielte sich der letzte Akt eines kleinen Dramas ab, das schon eine längere Vorge-

schichte hatte. Karl verfügte sehr vorsichtig nicht nur über seine eigene Hand, sondern als majoremnes Haupt seines Hauses auch über diejenige seiner ältesten Schwester Eleonore, die man noch immer als kostbare Reserve zurückbehalten hatte. Sie zählte nun 18 Jahre, und es waren bereits ebenso viele Fürsten als Bewerber aufgetreten, wie man in Brüssel und in Wien Möglichkeiten für sie erwogen hatte. Aber es schien, als wollte die Prinzessin alle politischen Berechnungen durchkreuzen durch das, was man eine Liebesheirat zu nennen pflegt.

Der Pfalzgraf Friedrich, früher am burgundischen Hofe erzogen, lebte seit 1513 aufs neue mit ihm in naher Verbindung. Er war Regent gewesen, wiederholt mit wichtigen Aufträgen versehen und Ritter des Goldenen Vlieses geworden. Maximilian fand ihn zwar politisch wenig brauchbar; aber er war ein liebenswürdiger Gesellschafter und, wie wir erfahren haben, ein kühner Freund der Kampfspiele. Die spärlichen Gelegenheiten, die sich bei Hoffesten und Jagden boten, muß der Pfalzgraf benützt haben, sich der Prinzessin zu nähern. Schließlich drängte er bei ihr auf Entscheidung durch einen Brief, bei dessen Empfang Eleonore überrascht wurde. Sie verbarg ihn im Busen. Aber ihr königlicher Bruder, alsbald verständigt, verlangte von ihr die Herausgabe und nahm ihn an sich. Merkwürdiger Brief, der von der Empfängerin nie gelesen wurde, dafür aber heute offen bei den Akten liegt und uns einen Einblick gewährt in den wirklichen Liebesstil der Zeit und in dies hochfürstliche Verhältnis. Er sagt alles, nennt die Prinzessin *ma mie, ma mignonne*, ist zum letzten bereit und will nichts anderes, „als daß ich Euch gehöre und Ihr mir“. Er bittet Gott und die heilige Jungfrau um Hilfe. Alles umsonst. Der Brief wurde Beweisstück und geriet unter die Notariatsinstrumente, in denen die beiden Liebenden vor Zeugen erklärten, daß sie keine heimliche Ehe geschlossen hätten und daß sie verzichteten. Der Pfalzgraf wurde trotz aller Fürbitten vom Hofe verwiesen, und die fremden Gesandten berichteten, daß man Karl seine unerbittliche Festigkeit hoch anrechnete. Dem in dieser Familiensache stand allerdings die Entscheidung allein bei ihm. Eleonore fügte sich, als man ihr die Ehe mit ihrem Onkel, dem Könige von Portugal, zumutete.

In dieser Zeit ist es, daß Karl auch sonst mit seinem eigenen Willen deutlicher hervortrat. Margarete fand, er sei ein anderer Mensch geworden. Damals vor allem entschloß sich, soviel wir wissen, Karl ausdrücklich, in Deutschland als Bewerber um die Kaiserkrone, also als Nachfolger Maximilians aufzutreten. Der Großvater hatte eben noch längere Zeit in den Niederlanden gewohnt; Karl sollte ihn nicht wiedersehen.

Am 8. September, als der widrige Wind endlich einer günstigen Brise gewichen war, ging man mit 40 Schiffen von Bliffingen aus in See: Karl und seine Schwester Leonore, ein großes Gefolge und der ganze kostbare Apparat des burgundischen Hofes. Die Fahrt war unbehaglich, und als man nach zehn Tagen der spanischen Küste überraschend nahe kam, hatte man den Hafen verfehlt. Man sah sich gezwungen, bei schlechtem Wetter an der steilen Küste, nicht weit von dem Flecken Villa Viciosa, zu landen. Die bestürzten Küstenbewohner hatten sich bereits mit Waffen gegen die unbekanntenen Ankömmlinge bereit gemacht.

Karl in Spanien. Versammlungen der Cortes

Wir sind aus unseren Büchern an den pathetischen Schritt der Weltgeschichte gewöhnt und nehmen an, daß im Leben der Fürsten wenigstens die Feste und Einzüge diesem Stile entsprechen. Karls Einzug in das Land seiner Mutter war völlig verunglückt. Mag der siebzehnjährige Fürst die Seefahrt leidlich überstanden haben, die Unwirklichkeit der Küstenlandschaft, an die er mit einem Teil seines Gefolges geraten war, der Mangel an brauchbaren Quartieren, die mühselige Reise entlang der Küste über Berge und Klippen, das alles bei völligem Mangel jeder Bequemlichkeit hat seiner Gesundheit sichtlich zugesetzt. Man mußte mehrfach inmitten der Berge tagelang rasten. Allerdings bleibt es befremdend, daß man nicht zeitig auf eine der Hauptstraßen gelangte, daß man nicht das schließlich nahe gelegene Santander oder im weiteren Verlauf die auch nicht entfernten Städte Leon, Burgos, Palencia aufsuchte, am Ende sogar an Valladolid vorbeizog.

Eben deshalb sind an diese Hinzögerung zeitig mehr als scharfsinnige Vermutungen geknüpft worden; insbesondere sei es das Streben des Herrn von Chievres gewesen, Karl ja nicht in Berührung kommen zu lassen mit dem Cardinal Ximenez, der als Statthalter seinem Herrn entgegengezogen war, unterwegs erkrankte und in Roa, nicht weit von Valladolid, im Fieber danielag. Gewiß war es der sehlichste Wunsch des Achtzigjährigen, seinen König noch zu sehen, noch zu beraten. Gewiß hat man dafür und für die Bedeutung des ausgezeichneten Mannes in der Adelsgesellschaft des burgundischen Hofes kein richtiges Gefühl gehabt. Aber aus Furcht vor ihm die Gesundheit des Königs durch lange Gebirgsfahrten zu gefährden, den ganzen Hof wochen-

lang den größten Widerwärtigkeiten auszusetzen, wäre ein zu hoher Preis für ein so unnötiges Vorgehen gewesen. Der wahre Tatbestand ist einfacher und natürlicher, mag immer das Mißtrauen die Stimmung beiderseits vergiftet haben. Nachdem man den richtigen Hasen verfehlt hatte, herrschte angesichts der Nachrichten über die Verbreitung ansteckender Krankheiten im Lande eine ziemliche Ratlosigkeit; dann steigerten sich die Beschwerden und ihre Folgen gegenseitig. Auch mußten die Teile des Hofes sich wieder zusammenfinden, da die Schiffe an verschiedenen Stellen gelandet waren.

Vor allem sagte offenbar Karl und seiner Schwester ihr natürliches Gefühl, daß sie zuerst und vor den offiziellen Huldigungen des Landes die Königin Mutter in Tordeßillas aufsuchen mußten. Karl mußte sich vor Ausübung jeder königlichen Handlung auf spanischem Boden von dem Zustand seiner ihm bis dahin unbekanntem Mutter persönlich überzeugen. Es war am 4. November, daß die fürstlichen Kinder bei der Mutter und der zehnjährigen Schwester auf dem hoch gelegenen Schloß erschienen. Der Chronist Vital begleitet uns bis an die Schwelle der königlichen Zimmer; als er neugierig Licht hineinbringen wollte, wehrte Karl ihn ab. Karl hat die Besuche öfter wiederholt. Wir erfahren nicht, was er dabei empfand. Nur, daß er in dem inneren Stolz seines Wesens dieser kranken Frau, die noch bis 1555 leben sollte, stets die gleiche Ehrerbietung und Fürsorge widmete. Für die Regierung des Landes kam sie nicht mehr in Betracht. Ebenso wenig eine Änderung ihrer Lebenshaltung. Dagegen versuchten die Geschwister, die kleine Katharina aus der Krankenhausaust des Schlosses zu entfernen. Zuschauer bemerkten, daß neben der „fabelhaft“ gepuhten Eleonore die kleine Katharina wie ein Beginchen erschien; sie sollte fürstlicher gehalten werden. Als aber die Mutter eine Trennung gar zu schwer nahm, gab man der Prinzessin wenigstens einen kleinen Hof neben ihr.

Vier Tage nach diesem Besuch, am 8. November, verschied der Kardinal in Roa. Er war nicht mehr imstande gewesen, nach dem zur Zusammenkunft in Aussicht genommenen Mojados südlich Valladolid zu ziehen. Dafür erschien hier, vom Kardinal seit dem Tode des Königs von Aragon sorgfältigst gehütet, der Infant Don Ferdinand. Auf das erste Erblicken der eigenen Mutter folgte für Karl das erste Zusammensein mit dem noch nie gesehenen nun schon fast fünfzehnjährigen Bruder. Dieser stieg vom Pferd, um den König zu begrüßen. Karl gab sich, wie schon brieflich, alle Mühe, ihn seiner brüderlichen Gesinnung zu versichern. Daß Ferdinand bald danach vor Tisch beim Händewaschen Karl das Handtuch hielt, war keine Demütigung, sondern höflich gesehen, die Ausübung eines hohen Vorrechts. Er nahm auch in gebührender Ehre teil

an dem prunkvollen Einzuge in Valladolid, bei dem sich für die Spanier die Augenweide der Lage Philipps des Schönen wiederholte. Der König in glänzender Rüstung mit kostbaren Gewändern darüber, edelsteingeschmückt, auf einem kecken Reitpferd fest und eindrucksvoll wie immer; soviel innere Zucht hatte er.

Im übrigen war es eine alte Abrede, daß Ferdinand Spanien verlassen sollte, sobald Karl dort eingetroffen war. In Spanien durfte keine Parteinahme für den hier angestammten und erzogenen Infanten möglich bleiben; aber aus der Fülle des ausgebreiteten habsburgischen Erbes sollte er eine angemessene Versorgung finden. Er rüstete sich bald zur Einschiffung und gelangte ungefährdet in die Niederlande, wo die Lante Margarete, deren Haus leer geworden war, den in Spanien verwöhnten, offenbar lebenswürdigen Prinzen freundlich aufnahm.

Bezeichnend für Stimmung und Verhalten der Burgunder wurde mehr noch als der prunkende Einzug in Valladolid das erste Turnier, das sie in besonderer Selbstgefälligkeit dort veranstalteten „um den Spaniern die große Kühnheit dieser Herren zu zeigen“. Die Herren von Beaurain und Ganzelles, von Porcean und Fienmes, also Sprossen der Familien Croy, Lannoy und Luxemburg ließen unter ihrer Führung auf jeder Seite dreißig Ritter antreten, „jeder Ritter wie ein heiliger Georg“; sie selbst vollends in den kostbarsten Gold- und Silberstoffen mit Federn und Helmschieren, die bis auf die Kruppe der Pferde hinabwallten. Erst Gruppen von je drei, dann das ganze Aufgebot mit blanker Waffe. Als die Lanzen zersplittert waren, drangen sie mit den Schwertern aufeinander ein. Es gab verwundete Ritter und Pferde; bald lagen 10 Pferde tot; die Ritter kämpften zu Fuß. Als das Blut schon in Strömen floß und die Zuschauer, besonders die Damen „Jesus, Jesus“ schrien, verbot Karl die Fortsetzung. Die Kämpfenden waren aber so sehr in Wut geraten, daß sie mit Gewalt getrennt werden mußten. Gleichwohl folgte großer Empfang und Tanz bei Hofe, und man sprach noch lange von dem „wunderbaren Turnier“.

Vielleicht nicht mehr mit blanker Waffe, was der König verboten hatte, aber als Schaustellung und Reiterpiel gab man noch manches Turnier zum besten, immer mit ungeheurem Aufwand und erregendem Luxus. Auch Karl selbst trat öfter auf in reichster burgundischer Tracht mit einem riesigen Aufgebot von Trommlern, Pfeifern, Paukern und einem stattlichen Gefolge von Edelknaben in seinen Farben. Eines Tages trug er einen Schild mit der Aufschrift Nondum — „Noch nicht“. Das war die jugendliche Ausdeutung des

stolzeren Plus ultra. Schon fühlte er in sich zukünftige große Möglichkeiten und berauschte sich daran. Denn er war jung und übermütig, ganz erfüllt von aller sinnlichen Schönheit des höfischen Lebens. Sehnsüchtig blickte er zurück nach den Fleischöpfen der Niederlande und den alten Freunden. Aus Lordefillas schrieb er im Januar 1518 an Heinrich von Nassau in einer ganz ungezwungenen persönlichen Art. Er wolle ihm eigenhändig „mit seiner schönen Hand“ nur auf den letzten „tollen“ Brief antworten. Allerlei Auspielungen auf Valaing und Schlittensfahrten brachten ihn auf die Damen, die ihm hier wenig gefielen, bis auf eine, die sich aber leider furchtbar schminkte. Wenn er „mit seinem lieben Heinrich“ nicht öfter schwäche, werde er noch weise wie Salomon; das könnte er freilich brauchen bei all den Überflügen, die hier auf ihn einredeten. So sah er noch die Welt. Im gewohnten höfischen Stil fühlte er sich zu Haus und frei.

Wie aber stand es um seine Tätigkeit als Regent?

Unsere Darstellung muß sich allmählich aus der höfisch festlichen Welt, in der sich dieser königliche Jüngling mit einiger Sicherheit bewegte, lösen und nach seinem Anteil an den Geschäften fragen, in denen später sein Leben aufgehen sollte. Schon für die letzte niederländische Zeit erfahren wir von Karls Teilnahme an den Ratsitzungen. Es wird berichtet, daß man ihm alle Briefe vorlegte, was natürlich nur die wichtigsten bedeuten kann, daß er sich selbst im Räte dazu äußerte.

Die bisherige Haltung seiner Regierung, die vorsichtige Stellungnahme zu allen Mächten lag im Interesse des ungestörten Regierungsantritts in Spanien. Es war bei den verwandtschaftlichen Beziehungen zum Kaiser und zu England, bei der ziemlich ausgesprochenen Gegensätzlichkeit aller Mächte zu Frankreich eine verhältnismäßig einfache Lage gewesen. Doch begann die Regierung in Spanien bald zu spüren, daß sie sich mit Frankreich zu tief eingelassen hatte. In bezug auf Neapel und Navarra war sie nicht mehr in der Lage, die Versprechungen von Noyon zu halten; für Neapel empfand man insbesondere den einstweilen übernommenen Tribut an Frankreich als zu hoch. Ehe aber diese Fragen der Außenpolitik wirklich zu Entschlüssen und zum Handeln zwangen, drängten sich Karl und seiner Regierung die ihnen bis dahin völlig fremden Angelegenheiten der inneren Politik Castiliens und Aragons auf. Und zwar unter erschwerenden Umständen.

Von den beiderseits gereizten Stimmungen war schon die Rede. Die modernen Darstellungen haben sich die Klagen der Spanier über den Hochmut und mangelnden Laft der Burgunder, ihre Habgier und eigennützige Personal-

politik ohne weiteres zu eigen gemacht. Die Klagen stammen wesentlich von Humanisten und gelehrten Räten und den in ihrer Gedankenwelt lebenden Chronisten, also von Petrus Martyr, Carvajal, Zurita und ihren Nachschreibern. Dazu gesellt sich heute mit gleicher Stimmung die Chronik des Santa Cruz, der neben Chièvres und Sauvage vor allem Lannoy belastet. Die wenigen Burgunder, die in althöfischem Stil schrieben, kommen dagegen nicht auf; sie teilten die rückständige feudale Staatsauffassung ihrer Herren, ohne klare Vertreter einer neuen notwendigen Einheit der Regierung zu sein. Eben hier liegt überhaupt das Problem. Die dynastische Vereinigung völlig verschiedener Staaten und Völker mußte zu kaum lösbaren Schwierigkeiten führen. Die Burgunder aber konnten nur aus der Form ihres Wesens handeln; erst nach und nach vermochte der Fürst selbst diejenige Anpassung an die besonderen Bedürfnisse seiner Lande zu gewinnen, die ihm ohne Verletzung seiner bisherigen Lebensrichtung möglich war. Auf der anderen Seite erklärt sich die Schärfe der begreiflichen Zornesausbrüche der Spanier über die Fremden auch aus der Natur des zerklüfteten Bodens ihres zuletzt so stark erschütterten Staatswesens. Zur Kritik und Parteinahme geradezu erzogen, wandten sie sich gegen alles Fremde, und wenn nicht gegen alles Feudale und Höfische, so sicher gegen alles Franzosenfreundliche. Karls Verräter hatten ihn nicht nur von Ximenez, sondern auch von den übrigen Trägern der bisherigen Regierung fern gehalten; diese klagten darüber, nicht empfangen oder abbestellt zu sein.

Über die viel besprochene Konfiskation des Nachlasses des Kardinals sehen wir nicht ganz deutlich; sein Erzbistum wurde einem Neffen des kinderlosen Herrn von Chièvres verliehen; gewiß eine Torheit, auch wenn man die Einnahmen dem auswärtigen jungen Herrn nur zum Teil beließ. Sieht man aber ab von der Verleihung Tortosas an Adrian von Utrecht und von der Bestellung des Humanisten Lodovico Marliano zum Bischof von Luy, so sind kaum Vergabungen spanischer Bistümer an Fremde erfolgt. Daß ein paar Bistümer in Händen von Kardinälen und Kurialen lagen, wie zeitweilig Drense, Leon, Guenca, Valencia, Huesca und Pamplona, war ein alter Übelstand römischer Kirchenverwaltung, bleibt aber angesichts der etwa dreißig castilischen und vierzehn aragonesischen Bistümer doch eine fast verschwindende Erscheinung; erst 1521 kam Cartagena an den Kardinal von Salzburg, Valencia an den Kardinal von Lüttich. Aber jene Ernennungen Adrians, Croys und Marlianos erfolgten gleich am Anfang und wurden begleitet von den Beförderungen gerade derjenigen Spanier, die schon in den Niederlanden am Hofe gelebt hatten, wie Manrique und Dr. Nota. Mißgriffe und Verfehlen der Stimmung gab es auch weiterhin.

Wir machen uns am besten ein Bild von der Lage an der Hand der ersten Cortes, die im Winter 1517/18 in Valladolid tagten. Schon vorher, im Winter 1516/17, war der Regierung Karls von einem alten Rat des Obergerichts in Valladolid, dem mehr als siebenzigjährigen Lizentiaten Pedro Ruiz von Villena, eine Denkschrift überreicht worden, die auch uns als Einführung dienen kann. Ihr fehlt die Schärfe und ostensible Zuspitzung, die politische Körperschaften geben; außerdem handelt es sich um längst bestehende Übelstände und um die sehr ernsthaften Ratschläge eines erfahrenen königstreuen Mannes. Die moderne, von den gelehrten Beamten getragene Staatsauffassung, die in Spanien im Gegensatz zu Burgund schon zum Durchbruch gekommen war, spricht hier bereits ihre eigene klare Sprache. „Gott vor Augen zu halten“, mit dieser Mahnung beginnt der Fürstenspiegel. Er stellt seinem jungen Könige jenen Herrscher zum Vorbild, der täglich zwei Stunden dem Gebet, zwei Stunden den Studien, zwei der Rechtspflege und zwei den militärischen Dingen widmete. Er empfiehlt, Gerechtigkeit und Milde zu paaren nach dem Vorbild des Königs der Könige; auch mit dem Freispruch sei der Justiz genügt. Falsche Ankläger sollten die gleichen Strafen treffen wie die Schuldigen. Zu pflegen auch die Inquisition, doch nur in Händen von erfahrenen Richtern. Güterkonfiskation sollte am besten ganz unterbleiben; wenn aber nicht, so doch nur nach Überführung durch vier Augenzeugen und Geständnis ohne Tortur. Die Künste der Richter in bezug auf die Gebühren seien unerschöpflich; man sollte sie abschaffen. Vor allem, den Richtern keinen Anteil lassen an konfisziertem Vermögen; selbst wenn sie reine Hände behielten, bleibe der Verdacht; im übrigen sei bekannt, daß höchstens ein Drittel der eingezogenen Güter an den Staat gelangten. Appellationen in unbedeutenden Sachen müßten erschwert, in großen Sachen durch neue Richter gesichert werden. Bei Gnadenverleihungen aus verkauften Ämtern sollte ein Teil des Erlöses der Staatskasse zufallen.

Pedro Ruiz bleibt nicht bei den Mißständen des Gerichtswesens stehen. Er greift weit aus auf die mangelnde soziale Gerechtigkeit, die ungleiche Verteilung der Lasten. Aus Anlaß der Vermögensschätzung für die Steuern ist von der ungeheuren Entwertung der Rechnungsmünze des Maravedi die Rede; ursprünglich ein Goldstück, dann ein Silberling, bald ein Drittel Real, dann ein Siebtel, ein Vierzehntel, sei sie jetzt nur ein Vierunddreißigstel davon. Er wünschte auch Verordnungen gegen die Reichen, die für ihr Vieh weite Teile des Gemeinlandes in Anspruch nähmen; er klagt, daß es unter fünfzig Bauern kaum einen oder zwei gäbe, denen es gut ginge. Die Quartierlasten seien neu zu ordnen; früher habe der Hof ein Drittel, neuerdings die Hälfte in Anspruch genommen;

bei längerer Dauer sei Bezahlung nötig. Alle Finanzpolitik müsse auf Senkung der Steuern zum Wohle der Kleinen hinwirken. Für die stehenden Truppen, etwa 1000 schwere Reiter, 500 leichte und 2000 Fußsoldaten, genügten 190 000 Dukaten im Jahre; für weitere 9000 Leute auf Wartegeld 90 000. Für ein Hofgesinde von 500 Personen müßte man mit 100 000 Dukaten unter entsprechenden Abstufungen auskommen. Alle diese Zahlen sind keineswegs utopisch; sie gehen einzeln über die Ausgaben der *Catolicos* noch hinaus — sollten freilich von dem burgundischen Hofe längst stark übertroffen werden. Immer wieder betont der Verfasser, jene Dinge belasteten nicht nur die Untertanen, sondern vor allem das Gewissen des Fürsten.

Besonders interessant sind seine kirchenrechtlichen Forderungen. Die Hoheitsrechte der Prälaten möchten durch den Papst auf den König übertragen werden; er werde dazu bereit sein, da neulich „so viele Spanier für den Papst Julius geblutet hätten, zu schweigen von den Geldopfern“. Kleriker (außer den geweihten Priestern) nicht der weltlichen Justiz zu entziehen, weil dadurch viele Verbrechen ungesühnt blieben; Priester nicht zu weihen, wenn nicht ihr Unterhalt gesichert sei. Er geht noch weiter, klagt über die vielen Feiertage, regt an, den vollkommenen Ablass einmal im Jahr und auf dem Todesbett schon allen denen zukommen zu lassen, die wirklich ihre kirchlichen Pflichten erfüllen. Die Verhängung des Interdikts zu überwachen, überhaupt einen königlichen Gerichtshof zu bestellen für kirchliche Angelegenheiten unter Ausschluß der Appellation nach Rom, wo bekanntlich allzu viele stürben (deren Pfründen dann der Kurie heimfielen). Die Annaten zum Kriege gegen die Ungläubigen und zur Entlastung der Armen von den Steuern zu verwenden. Statt der unseligen Parteiungen und Zwiste im Lande alle Kräfte zu sammeln gegen die Ungläubigen.

Der Ratschlag zeugt von einsichtsvoller Gesinnung, entwirft aber kein günstiges Bild von den allgemeinen Zuständen in Stadt und Land. Was davon an den König gelangt ist, ahnen wir nicht. Daß Karls spätere eigene Denkschriften in einigen Punkten daran anklingen, teilt das Schriftstück mit manchem ähnlichen. Von dem ernstesten reformwilligen Katholizismus vornehmer Räte bekommt man ein gutes Bild.

Dagegen war die königliche Regierung genötigt, zu den präzisen Forderungen der Cortes im Februar 1518 ebenso bestimmte Stellung zu nehmen. Einer der Prokuratoren von Burgos, Dr. Zumel, vertrat trotz aller Einschüchterungsversuche tapfer die Rechte der Cortes, zunächst durch Ablehnung des Kanzlers Sauvage als ihres Vorsitzenden, sodann durch Forderungen in bezug auf die Huldigung von seiten der Cortes und die Eidesleistung durch den König. Sie

drangen damit wirklich durch. Am 5. Februar fand die feierliche Handlung statt, am 7. folgte die Huldigung durch die Granden und den Klerus.

Ihre Bitten aber übergaben die Cortes in 88 Artikeln, von denen einige Gedankengut früherer Cortes nur wiederholten, wie die Ausführungen von 1469 über den König als Beauftragten des Volkes und allerlei Wirtschaftliches, etwa das Verbot der Ausfuhr von Gold, Silber und Pferden, oder der Veräußerung von Kron Gütern. Anderes berührt sich mit den Klagen des Pedro Ruiz, insofern Mißstände im Gerichtswesen abgestellt werden, die Inquisition gut gehandhabt, der König täglich Audienz geben und die Räte regelmäßig tagen sollen. Dahin gehören weiter die Einschränkung der Ablasspredigten, die Bedenken gegen die Taten der geistlichen Gerichte und gegen die Provisionen von Pfründen an Fremde durch den Papst. Der Rest bezieht sich unmittelbar auf die Sorgen des Tages. Die Cortes begehrten würdige Behandlung der Königin, baten den König, sich bald zu verheiraten und den Infanten bis zur Geburt eines Thronfolgers im Lande zu lassen. Das alles war streng dynastisch gedacht. Aber die Cortes erneuerten auch das schon in den Tagen des Ximenez vorgebrachte Verlangen, daß der König keine Ämter und Pfründen an Fremde geben möge, daß der neue Erzbischof von Toledo nach Spanien komme, daß am Hofe nur Spanier bedienstet sein sollten. An den König persönlich richtete sich die Bitte, er möge spanisch sprechen. Peinlicher wirkte die Erinnerung an die Hinterlassenschaft und den letzten Willen des Kardinals Ximenez. Günstiger die starke Betonung des Festhaltens an Navarra; es sei der Schlüssel des Reiches. Daß die Steuern durch die Städte selbst erhoben würden, nicht durch Steuerpächter, war ihr dringender Wunsch entsprechend der Bewilligung eines außerordentlichen Servicio von 600 000 Dukaten, verteilt auf drei Jahre.

Die königliche Regierung antwortete in allen Punkten entgegenkommend; wo es nicht anders ging, ausweichend, wie in bezug auf die längst beschlossene Abreise des Infanten. Der Protest gegen die Eingriffe der römischen Kurie in die spanische Kirche und ihr Vermögen lag in der Richtung der erstarkenden spanischen Staatskirche. Das Bekenntnis zur Verteidigung Navarras mußte der Regierung doppelt erwünscht sein; nun war sie durch das Land selbst gebunden.

Am 22. März 1518 verließ Karl Balladolid, um die gleichen Feste, Zeremonien, Schwierigkeiten, aber auch Erfolge in Aragon und Cataluña zu erleben. Wenn in Saragossa für das engere Aragon 200 000 Dukaten und später in Barcelona 100 000 Dukaten von den catalanischen Cortes bewilligt wurden, so war das bei den Größenverhältnissen der Reiche gegenüber Castilien eher mehr als weniger. Allerdings waren die Aragonesen erheblich schwieriger,

ihre Verhandlungen viel zeitraubender und die Behandlung von Formfragen viel kleinlicher, als in Castilien. So machte es in Castilien erst recht böses Blut, daß der Hof nur vier Monate in Valladolid gewohnt und keine andere Stadt des ausgedehnten Königreiches zu besuchen für gut befunden hatte, während er den Rest des Jahres in Saragossa verbrachte und fast das ganze Jahr 1519 in Barcelona, seine Einkünfte also in Aragon verzehrte.

Indessen auch in Aragon gab es allerlei Verstimmung. So war der Erzbischof von Saragossa in Loredillas gar nicht zu seiner Halbschwester, der Königin zugelassen, was willkürlich ausgedeutet wurde. Die Klagen über die Habsucht der Fremden begleiteten auch hier den Zug des Hofes wie weithin sichtbare Staubwolken. Begreiflicherweise benahmen die schleppenden Verhandlungen besonders in Barcelona der Regierung jede Neigung, sich nun auch noch in dem dritten Kronland von Aragon, in Valencia, denselben Ärgerlichkeiten auszusetzen, was freilich andere und noch gefährlichere Folgen haben sollte.

Bei allen diesen Verhandlungen tritt nirgends ein stärkerer persönlicher Anteil des Königs in die Erscheinung. Nur wieder auf höfischem Gebiet. Auf dem Kapitel des Goldenen Blieses zu Barcelona, wo nun wirklich acht Castilianer aus den ersten Familien, ein Aragonese und ein Neapolitaner zu Rittern gewählt wurden, verhielt sich Karl nach Ausweis der Ordensprotokolle wiederholt gegenüber den Meinungen oder Wünschen Chievres' ablehnend. Aber in der politischen Welt begann er erst an der Verantwortung mitzutragen. Er leistete seine Eide, empfing die Huldigungen, stand am Ende hinter allen Handlungen seiner Regierung. Aber so sehr er damit dieser Regierung die Einheitlichkeit des Handelns verbürgte, so wenig zog er noch auf seine Person den Unwillen und die Kritik. Wenn immer die Zurückhaltung eine der wichtigsten Tugenden der Fürsten ist, so übte sie Karl, vielleicht notgedrungen, zum Nutzen seiner Zukunft.

Spanische oder Universalpolitik?

Ziel aller Angriffe und Klagen waren nach wie vor die verantwortlichen Leiter seiner Regierung, Chievres und Sauvage. So mochte es als eine gewisse Erleichterung betrachtet werden, daß der Großkanzler am 7. Juni 1518 ziemlich plötzlich verstarb und einen Teil des Hasses der Spanier mit sich ins Grab nahm. Sein Nachfolger wurde eine Persönlichkeit, die mit der Zeit ein besseres Verhältnis zu den Spaniern gewinnen sollte, im übrigen aber wie geschaffen war,

aus der begrenzt burgundischen oder spanischen Welt in die universale hinüberzuführen und in wirklich großem Stile die Zentralregierung Karls zu organisieren, Mercurino Gattinara. Sein Eintritt in die Geschäfte und in die unmittelbare Umgebung Karls ist unendlich viel wichtiger geworden, als alle Einzelheiten dieser Cortesverhandlungen, in denen sich allerdings die Schwierigkeiten des Augenblicks und die Wurzeln kommender Ereignisse erkennen lassen. Gattinara sollte nicht nur die große Politik, sondern mehr noch die Persönlichkeit Karls in einer Weise beeinflussen, wie vor ihm nur Chièvres, nach ihm niemand wieder.

Es war ein Zufall, und doch fehlt es nicht an innerer Beziehung, daß der Piemontese Gattinara zu dem Zeitpunkt als „Großkanzler aller Reiche und Länder des Königs“ in die Regierung eintrat, wo schon die Verhandlungen über die Nachfolge im Kaisertum heraufzogen. Denn gerade er war im Gegensatz zu allen bisherigen Beratern Karls ein ausgesprochen universaler Mensch. Wir besitzen von ihm seit einigen Jahren seine Autobiographie und eine Fülle gedruckter und ungedruckter Denkschriften. So durchsichtig und sauber seine feine Humanistenschrift erscheint, so klar und systematisch war sein ganzes Wesen. Geschult in der Logik der Rechtswissenschaft und erfüllt zugleich von dem Geiste antiker Staatsbegriffe wie von der christlichen Pflichtenlehre, atmet seine ganze Persönlichkeit eine über den Dingen und Personen stehende Gesinnung. Wenn Karl in der burgundisch dynastischen Tradition groß geworden war und sich nur mühsam in die säkularisierte spanische Staatsidee hineinlebte, sollte ihm Gattinara in seinem humanistischen Kaiser- und Reichsgedanken erst die wirklich brauchbare Form für die einheitliche Leitung aller seiner Länder und Völker geben. In der Verschmelzung der dynastischen Idee mit der imperialistischen lag für Karl schließlich die Lösung seines Lebensproblems. Er sammelte und steigerte die Ehren aller seiner Ahnen und gab jedem seiner Reiche etwas von dem Glanz des Ganzen. Freilich darf man nicht übersehen, daß sowohl in der Überspannung des Dynastischen, wie in dem Primat des Universalen das genaue Gegenteil von dem Ideal der werdenden westeuropäischen Nationalstaaten lag. Diese Gegensätzlichkeit begleitete sein Leben und sein Werk über seine Lage hinaus.

Mercurino Gattinara war 1465 zu Vercelli aus einer Familie des kleinen Adels geboren, emporgekommen als Rechtsgelehrter, zeitig im Dienste des Herzogs von Savoyen, von Margarete als ihr juristischer Berater in die Franche Comté und in die Niederlande mitgenommen. Als Präsident des Parlaments von Dôle hatte er in einer persönlichen Sache, die er mit einer an Ximenez gemahnenden Hartnäckigkeit des Rechtsbewußtseins verfolgte, am Ende doch dem von dem Marschall Bergy geführten Adel weichen müssen. Aber in

dem Vertrauen Margaretes war er geblieben, und auch Maximilian hatte ihm wichtige Missionen übertragen, die ihn schon einmal (1510) für ein ganzes Jahr an den Hof König Ferdinands nach Spanien geführt hatten. Nun zeugt es von dem immer noch großen Einfluß Margaretes und von der Klugheit des Herrn von Chievres, daß man nach dem Tode Sauvages offenbar ohne Zögern auf Gattinara zurückgriff. Am 8. Oktober traf er in Spanien ein, am 15. übernahm er die Siegel.

Die Entlastung, die er brachte, wurde wettgemacht durch seinen Zug in das Universale, der nur zu bald Nahrung erhielt.

Die Linien der großen Politik lagen zunächst fest, und Gattinara konnte weder an den Verstimmungen in Spanien, noch an dem Verhältnis zu Frankreich etwas ändern. Nachdem der Hof mit der Post vom 28./29. Januar 1519 in Lerida die Nachricht vom Tode Maximilians erhalten hatte, türmten sich erneut die außenpolitischen Schwierigkeiten riesengroß auf. Man erfuhr alsbald von den Bemühungen des französischen Königs um die Kaiserkrone, und die durch den plötzlichen Tod des ersten französischen Delegierten Artus Gouffier, Grand-maitre de France, vorzeitig abgebrochenen Verhandlungen von Montpellier über die Durchführung des Vertrages von Noyon im Mai 1519, waren schon der Natur der Sache nach zum Scheitern verurteilt.

Die Größe der Regierung Karls bestand deshalb im Augenblick darin, daß sie sich durch alle Ärgerlichkeiten und Gefahren in den spanischen Königreichen nicht beirren ließ in ihrer Neuorientierung auf dem Felde der europäischen Politik. Ganz gewiß hätte ein anderes Verhalten des Hofes während dieser zweieinhalb spanischen Jahre vieles abmildern können, niemals aber die inneren Schwierigkeiten aus der Welt schaffen. Es war ein Fehler der alten pragmatischen Geschichtsschreibung, von den Zeitgenossen an, in erster Linie in den Einzelhandlungen und der persönlichen Haltung der Leitenden die Gründe für Erregungen zu sehen, die sehr viel tiefer bedingt waren.

Natürlich verschärfen persönliche Momente wie immer die allgemeinen. Die Regentschaft eines an die Nutznießung von Ämtern gewöhnten burgundischen Hofmannes an der Seite eines weder mit Land und Leuten, noch mit den Geschäften vertrauten jungen Königs, zu Lebzeiten einer nicht regierungsfähigen Königin-Mutter, in scheinbarer, aber von Tag zu Tag mehr brüchig gewordener Freundschaft zu Frankreich; die Zurückdrängung der vornehmsten einheimischen Kräfte, die man halb scheute, halb nicht zu beurteilen in der Lage war; die Zerrüttungen und Eifersüchteleien in und zwischen diesen Königreichen und ihren Ständen; die Bewilligung eines hohen Servicio für einen König, der

sich notgedrungen anschickte, das Land, das schon seit sechzehn Jahren keine unbestrittene Regierung mehr gehabt hatte, ohne Sicherstellung eines Erben wieder zu verlassen — das alles mußte die politisch ihrer selbst bewußten Elemente Spaniens aufs tiefste beunruhigen. Unter diesen aber standen in der vorersten Reihe, wenn auch keineswegs ausschließlich, die in den Cortes organisierten Städte von Castilien.

Und so ging denn von diesen Städten und ihren eigenen inneren Spannungen die Revolution aus, deren Anfänge bereits deutlich hervortraten, als sich der Hof nach Empfang der Nachricht von der Wahl Karls zum römischen Könige in peinlicher Eile, unter Verzicht auf die Huldigung in Valencia, durch Castilien wieder an die Nordküste bewegte, mit der Absicht, über England und die Niederlande nach Deutschland zu ziehen. Daß man die Erregung der Städte durch die Art der Berufung neuer Cortes mehr anfachte als beilegte, daß man durch den Anspruch auf einen neuen Servicio vor Erledigung des alten die Stimmung zu lodernder Empörung ausschlagen ließ, scheint Gattinara beizeiten gesehen zu haben, ohne noch gegen Chièvres durchdringen zu können. Gegen alle Gewohnheit wurden die Cortes von Castilien zu einer Tagung nach dem entlegenen Santiago beschrieben, um endlich erst in der Hafenstadt Coruña, nicht immer mit schönen Mitteln, notdürftig zum Abschluß gebracht zu werden.

In Valencia aber war längst ein verheerender Streit zwischen dem Adel und einer kleinbürgerlichen Germania ausgebrochen, geschürt durch widersprechende Erlasse der Regierung. Denn wenn sich die Zünfte von Valencia gegen Seeräuber an der Küste im Mai 1519 auf königliche Ermahnung hin gerüstet hatten und an ihren Waffen, Fahnen und Umzügen eine vielleicht nicht immer ganz harmlose Freude empfanden, so lag eine Förderung dieser Zünfte und ihres Bundes, lag sogar der Erlaß von Fraga (31. Januar 1520) in der gleichen Richtung ihrer vom Könige vertrauensvoll gepflegten Wehrhaftigkeit. Denn sie sahen auch ihrerseits im Königtum nur die Quelle der Gerechtigkeit. Zudem hatten ihre Führer, der Tuchmacher Juan Lorenzo, der leidenschaftlichere Sorolla, der gewandte Zuckerbäcker Juan Caro und Jeronimo Coll ihre Sache auch am Hofe gut gemacht. Da sich aber inzwischen auch der Adel an den Hof gewandt und vom Könige „zur Entlastung des Gewissens Seiner Majestät“ die Entgegennahme der persönlichen Huldigung gefordert hatte, erhielt er nicht minder freundlichen Bescheid. An die Zünfte erging die Weisung zur Zurückhaltung. Und doch lauteten schließlich die Instruktionen für Adrian und den Vizekönig wieder auf Förderung der Germania (oder Bruderschaft), die sich über das ganze Land ausbreitete und in Stadt und Land gegen den Adel Stellung nahm.

In Castilien wurde die ruckbar gewordene Abreise des Königs und das regierungsfreundliche Verhalten einzelner Prokuratoren in den Cortes das Signal zu Volkserhebungen, die sehr bald drastische Formen annahmen und schließlich alle Stände irgendwie in ihren Strudel zogen, selbst aus dem hohen Adel Führer gewannen. Eine Deputation Toledos unter Führung des Pedro Laso de la Vega war nicht empfangen worden. In Valladolid hatte man aus jener weit verbreiteten Stimmung, daß diese Lande ungesichert nur einer fremden Politik dienten, die Sturmglocken geläutet, als der Hof aufbrach; nur durch glückliche Zufälle gelangte er wirklich zum Tore hinaus. So standen schon die Cortesverhandlungen unter wachsender Spannung. Anfang April siegten in Toledo die Bürger und ihre Comunidad; der königliche Corregidor hatte die Stadt verlassen müssen. In Segovia und Zamora kam es zu noch schlimmeren Auftritten. Eines Tages vereinigten sich die vorzüglich beteiligten Städte in Avila zur heiligen Junta (29. Juni 1520).

Der Hof war schon am 20. Mai von Coruña aus in See gegangen.

Da die Städte selbst geteilter Meinung waren, die Comuneros sich überall ebenso sehr gegen den Adel, wie gegen die königlichen Beamten wandten, so befand sich das aufgeregte Land bald in einem allgemeinen und zerstörenden Bürgerkrieg, dem der vom Könige zurückgelassene Regent, der Kardinal Adrian, von Anfang an und von Tag zu Tag mehr rat- und hilflos gegenüberstand. Für Chievres war es allzu bequem gewesen, das tiefgegründete Verhältnis Karls zu seinem geistlichen Erzieher, ähnlich wie schon einmal in den letzten Monaten Ferdinands von Aragon, mit einer diesmal wirklich undurchführbaren Aufgabe zu belasten.

Wir aber müssen uns dem neuen Machttitel zuwenden, der nicht ohne Gattinaras Anteil längst auf den jungen Fürsten seine magische Anziehungskraft ausübte, dem Kaisertum. „Es ist“, hieß es in der Instruktion an Adrian für die Spanier, „so groß und erhaben, daß es alle anderen Würden dieser Erde überstrahlt.“ Daraus leitete der Hof das Recht ab, diese Königreiche, die in voller Empörung standen, so hastig und wieder für drei lange Jahre zu verlassen.

3. Erzherzog von Österreich und römisch-deutscher Kaiser

Daß der König von Castilien und Aragon als Sohn Philipps von Burgund und Enkel Maximilians von Österreich in erster Linie Erbe der althabsburgischen Länder war, konnte uns bisher kaum zum Bewußtsein kommen. Sein Vater hat, wie wir uns erinnern, kurz vor der spanischen Ehe einmal einen Besuch in Innsbruck gemacht. Karl aber hatte bis dahin weder den eigentlich deutschen Boden, noch viel weniger die österreichischen Erblande am Oberrhein oder an der Donau je betreten. Sie waren für ihn ebenso ferne Erbstücke, wie die Neuen Indien, die Cortes soeben um Neu-Spanien erweiterte. Karl sprach auch noch nicht hochdeutsch. Nur die vielen fremden Namen seiner deutschen Lande nahm er in seinen großen Titel auf.

Das waren die habsburgischen Stammlande am Knie des Oberrheins, der Franche Comté benachbart, die Landgrafschaft im Elsaß mit ihrer Verwaltung in Ensisheim, die Herrschaften im Umkreis der erstarkenden Schweizer Eidgenossenschaft, die Grafschaften im Breisgau und in Schwaben, in Vorarlberg und in Tirol, wo das allen vorderösterreichischen Ländern übergeordnete Regiment in Innsbruck saß; endlich Österreich, Steiermark, Kärnten, Krain und die Windische Mark, regiert vom Regiment in Wiener Neustadt. Überall reiche Lande und selbst in den Gebirgen wenigstens durch wertvolle Metalle und bereits ausgebaute Gruben nutzbar; bedeutend durch ihre länderverbindenden Pässe, den Arlberg, das Wormser Joch und den Brenner. Dazu das in Tirol verhaftete Bistum Brixen und das sich an diese Landesherrschaft anschließende Bistum Trient, das bis an den Fuß der Alpen reichte. Von hier aus und von Osten umfaßten die Alpenländer die Terra ferma von Venedig, altes Gebiet des Reiches, einst Mark Verona, das erst in den letzten hundert Jahren nach und nach von der Republik San Marco erworben war; dürftige Ergebnisse der letzten kostspieligen Kriege Maximilians blieben nach dem Verzicht auf Verona nur noch Riva und Rovereto nebst unbedeutenden Grenzvereinigungen.

Das eigentliche Österreich von Linz bis Wien mit der geopolitisch so wichtigen Donaustraße und der Lage zwischen den Königreichen Böhmen und Ungarn er-

hielt durch diese Nachbarschaft seine zugleich innerpolitischen wie außenpolitischen Aussichten und Gefahren. Nach vorübergehender reiner Adels Herrschaft, die auch in Österreich immer wieder drohte, waren die Nachbar-Königreiche neuerdings in die Hände der Jagiellonen gekommen; sie müssen also auch mit Polen in einer dynastischen Einheit gesehen werden.

Maximilian. Die Erblande und das Reich

Maximilian hatte von seinem Vater ein schlechtes Erbe übernommen. Der Kredit des Hauses war ebenso verwirrt wie seine tatsächliche Macht. Maximilian hat aus der bankerotten Hinterlassenschaft wenigstens neue große Möglichkeiten gemacht, wenn auch die Erblande schwer belastet blieben. Er war unstill, hatte immer zu viele Pläne, selten viel Geduld und niemals Geld. Aber diejenigen machen sich desselben Fehlers schuldig, dessen sie Maximilian bezichtigen, die von ihm das Gelingen auf allen Gebieten erwarten oder verlangen.

Der Sohn Friedrichs III und einer portugiesischen Prinzessin, der Gemahl der Maria von Burgund, später der Blanca Maria Sforza von Mailand, gehörte in ganz anderem Sinne als die alten deutschen Kaiser der inzwischen erweiterten europäischen Welt an. Er spielte, zeit lebens froh des Mummenschanzes, jede Rolle die der Tag von ihm verlangte virtuos und hingebend; und es ist sehr bezeichnend, daß er, dessen Jünglingsjahre in der rauschenden höfischen Lebenslust des burgundischen Hofes gestanden hatten, sich mit derselben Romantik den humanistischen Stimmungen der Renaissance ergab. Aus beiden Wurzeln zog er seine Vorstellungen von einem universalen glanzvoll ritterlichen Kaisertum mit all den Unwirklichkeiten seiner Ansprüche und Kriege, die nur zu oft aller Vernunft spotteten und wie geräuschvolle Turniere anmuten. In der sonderbarsten Verwirrung wirbelten bei ihm die Gedanken vom Hause Habsburg und seiner Herrlichkeit, von dem damit verbundenen über alles heiligen Kaisertum, seinen phantastischen Pflichten gegen die Ungläubigen und der ihm unklar vor-schwebenden Übereinstimmung beider Begriffe mit der Ehre und dem Vorteil deutscher Nation durcheinander. Dazu waren ihm die englisch-niederländische so gut wie die modern italienische Welt zeitig nahe genug getreten, um für ihn Majestät, Ehre und Geld in eine peinlich notwendige Verbindung zu bringen. Wie das Jahrhundert zu seinem Beginn überhaupt reicher war an politischen

Plänen als an Gestaltungen, so ergriff auch Maximilians Geist und Gemüt unendlich viel mehr, als er zu halten und zu ordnen vermochte.

Das spiegelt sich lehrreich und oft grotesk in seinen literarischen Liebhabereien und in seinem Anteil an der offiziellen Publizistik seiner Regierung. Er gefiel sich, die Stände des Heiligen Reiches als das „Christlich Corpus“ anzusprechen und einen Reichsfürsten zum Kriege aufzubieten „bei Pflicht und Gehorsam, da mit Du Gott, unserem Schöpfer, auch seinem heiligen Glauben und Uns als dessen Vogt und Deinem natürlichen Herrn verbunden bist — daß Du uns mit Deiner Hülfe, soviel Dich Deiner Seele Heil, auch Ehre und Pflicht weiset, von Stund an zuziehst“. So ist auch sein Nationalgefühl noch ein unklares Gemisch von religiöser Formel, Sprach- und Schicksalsgemeinschaft, von Burgund her vor allem gegen Frankreich orientiert. „Die Stände sollen bedenken“, sagt er ihnen 1509, „daß wir als ein Herr von Österreich und Burgund lange Jahre her viel schwere Last und Bürde, Mühe und Kosten von Franzosen, Schweizern, Beldrischen, Ungarn und Türken getragen und gelitten.“ Aber derselbe Fürst, der die Schweizer „bei ihrer Sezung“ gegen die Franzosen warb, der vorgab, in den Niederlanden dafür zu kämpfen, daß „keine fremden Zungen in deutsche Nation brechen mögen“, sprach und schrieb sich mit seinen beiden einzigen Kindern nur in französischer Sprache. Er, der in einem offiziellen Mandat als erster gegen den „Erbfeind“ Frankreich zu Felde zog und Karl den Großen nachdrücklich als Deutschen in Anspruch nahm, hatte jahrelang keinen größeren Ehrgeiz, als die Erbin der Bretagne zu heiraten und damit doppelt Kronvasall von Frankreich zu werden. Halb als Herr des Kaisertums, mehr noch gegen Frankreich nahm er Mailand in Anspruch; und auch gegen Venedig zog er teils um dieser Position willen, teils aus südöstlichen Grenzereibereien an der Adria.

Kein Wunder, daß die deutschen Stände ihm zwar bereitwillig die Reichsreform abtrugen, aber wenig Neigung zeigten, seinen sprunghaft wechselnden, oft genialen, meist phantastischen, immer ungenügend begründeten Plänen zu folgen. Er hat es gegenüber deutscher Nation gar sehr fehlen lassen, und es war von den Fürsten zuviel verlangt, daß sie mit ihm das Interesse der Erblande, des Hauses Habsburg und des Reiches schlechtweg in eins sehen sollten. Maximilian hat im Nordosten und in bezug auf den Orden in Preußen zuletzt völlig versagt, trotz des unsinnigen Planes, einmal König von Schweden zu werden. Er war unglücklich gegenüber den Erbfeinden seines Hauses, den Schweizern, meist auch in Italien. Aber über dem allen darf man nicht vergessen, daß er die überaus schwere Aufgabe in Burgund trotz mancher Überspannung schließlich mit seiner Art von Zähigkeit doch gelöst hat; daß er das Deutsche Reich, mochte

ten immer diese Dinge ihm abgerungen sein, in einer gegen früher erstaunlich geordneten Verfassung hinterließ, mit dem ewigen Landfrieden, einem ständischen Kammergericht, den Reichskreisen und brauchbaren Ansätzen zur Geldbeschaffung, entweder durch den gemeinen Pfennig oder die Matrikel. Maximilian hat seine Dynastie nicht nur in den Besitz der spanischen Königreiche gebracht, sondern darin durch Verbindung kühner Ansprüche auf Mitwirkung bei der Regentschaft und kluge Anpassung an Ferdinand von Aragon auch gesichert. So hat er nicht minder, anknüpfend an frühere Verhandlungen, in den festlichen Wiener Tagen vom Juli 1515 den letzten Grund gelegt zum Erwerb von Ungarn und Böhmen. Die Urkunde vom 20. Juli, mit der Maximilian Ladislaus' Sohn Ludwig von Böhmen zu seinem Sohn annahm und die Kurfürsten aufforderte, ihn zum Kaiser zu küren, bleibt freilich eine der sonderbarsten der deutschen Geschichte; noch befremdender der Heiratsvertrag, kraft dessen Ludwig mit der Habsburgerin Marie und seine Schwester Anna mit dem alten Maximilian selbst durch förmliches Eheversprechen verbunden wurden, dieser auch ermächtigt sein sollte, Anna bereits für das Haus Habsburg in Besitz zu nehmen. Daß sehr reale Folgen dieser phantastischen Abmachungen schon so früh eintreten sollten, konnte Maximilian nicht ahnen. Aber er befand sich im Zuge einer weltgeschichtlichen Entwicklung, wenn er alle Abwehrkräfte gegen die seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts ungestüm vordringenden Türken dynastisch zusammenfaßte.

Gewiß war das alles andere als nationale Politik im Sinne des 19. Jahrhunderts. Indessen hat sein Vorgehen nicht nur auf Jahrhunderte nachgewirkt, sondern auch Lösungen aufgezeigt, die als ewige Möglichkeiten für weite Teile Europas historisch gleichberechtigt neben der Nationalstaatsidee stehen. Durch Einordnung Ferdinands in diese Erbmöglichkeiten an seiner Statt bestimmte Maximilian schon vorweg die Karl später obliegende Vereinigung einer Länderteilung zwischen ihm und seinem Bruder.

Die Nachfolge im Kaisertum

Die Herrschaft in den österreichischen Landen und im Deutschen Reich war nach ihren politischen Bedingungen noch mehr als diejenige im Herzogtum Burgund oder gar in den spanischen Königreichen von sehr mittelalterlicher Art: ein lockeres Gefüge von Eigenbesitz und nutzbaren Hoheiten inmitten einer for-

mell lehnsrührigen, tatsächlich unabhängigen Menge von Fürsten, Herren und städtischen Gemeinden neben ihnen und in ihren Gebieten. Die Titel der Herren als Herzöge, Markgrafen und Grafen waren rechtlich im Grunde so wenig unterschiedlich, wie die gleichen Titel in Spanien oder Burgund. Selbst der Unterschied von Landsässigkeit und Reichsunmittelbarkeit sollte seine wirklich schwerwiegende Bedeutung erst in den Religions- und Kirchenkämpfen der nächsten Menschenalter gewinnen. Aber alle diese Territorien des hohen und niederen Adels waren bereits weit mehr geschlossen als etwa das Reich. Auch bescheidene Ahnungen einer höheren Staatsidee waren diesen Ständen teils auf dem Wege hausväterischer Landesverwaltung, teils durch die langen Kämpfe um eine Reichsreform aufgegangen und von gelehrten Räten in verschieden gut geprägte Formen gebracht.

Klare Linien der Reichspolitik gab es dagegen so wenig, wie eine deutsche Außenpolitik.

Nur die sieben Kurfürsten, die drei geistlichen von Mainz, Köln und Trier, und die vier weltlichen von Böhmen, Pfalz, Brandenburg und Sachsen, besaßen, außer gewissen erhöhten Landesrechten gegenüber der Reichsregierung, in Zeiten des Thronwechsels eine weit über ihre territoriale Macht hinausragende Wichtigkeit. Da der Enkel Maximilians Herzog von Burgund und König von Spanien war, und mit ihm sogar die Könige von England und Frankreich in den Wettbewerb um die deutsche Krone eintraten, so war die Bedeutung der Kurfürsten in den letzten Jahren Maximilians eine durchaus europäische. Das wurde noch betont durch das Interesse, das die römische Kurie an jedem zukünftigen Kaiser und der Papst als Herr des Kirchenstaates ebenso an dem neuerdings in Oberitalien übermächtig gewordenen Könige von Frankreich, wie an dem spanischen Könige von Neapel nehmen mußte. Für Franz I bedeutete das Kaisertum die rechtliche Unangreifbarkeit seiner Stellung in Italien, die vollkommenste Befriedigung seines Ehrgeizes und die eitle Genugtuung, daß der junge Karl damit doppelt sein Vasall werden mußte. Daß aber Heinrich VIII, gewiß in säkularem Gegensatz zu den französischen Valois, sich nicht nur in Burgund und Navarra, sondern auch in Oberitalien durch Subsidien an den Koalitionen gegen Ludwig XII und Franz I beteiligt hatte, neuerdings zwar einlenkte und an eine Verbindung seiner Tochter mit dem Dauphin dachte, gleichwohl als Kandidat für das Kaisertum auftrat, zeigt, wie weit selbst England damals noch von nationaler Realpolitik entfernt war, wie universal mittelalterlich auch noch die ersten Ludors dachten.

Gewiß durfte man die Erblichkeit des deutschen Königtums infolge der luxemburgischen und der drei habsburgischen Regierungen wieder genau so wie im

hohen Mittelalter als das übliche betrachten. Aber König Karl von Spanien war zwar Enkel Maximilians, und seine Werber bedienten sich aller Vorteile dieser Abstammung, aber er stand den deutschen Fürsten im Grunde so fern, wie die beiden Könige von England und Frankreich.

Maximilian täuschte sich nicht darüber. Wenn er im Überschwang neuer Freundschaften oder in Spannung mit der burgundischen Regierung oder in seinen üblichen Geldverlegenheiten einmal dem unmündigen Könige von Böhmen und Ungarn, ein andermal Heinrich VIII von England das Kaisertum versprach, so kann ernstlich doch kein Zweifel daran bestehen, daß er im Grunde stets nur an seine Dynastie dachte. Pfalzgraf Friedrich erinnerte sich gegenüber Beltwyß noch 1551 sehr lebendig an Maximilians unverhüllte Bemühungen von 1513. Mit vollendeter Naivität, wie das seine Art war, verlor er auch die praktischen Vorteile des Kaisertums und die Ausnutzung der Geldmittel Spaniens oder Burgunds für seine Erblande nie aus dem Auge. So war seine Kritik an den ersten Weisungen, mit denen Karls Regierung durch die Sendung des Herrn von Courteville in die Werbung um das Kaisertum eintrat, geschärft durch das eigene Interesse.

Auf die Verwandtschaft sollte man nicht pochen, schrieb er am 18. Mai 1518; entscheidend sei allein „viel Geld“. Da die Erblande durch das Kaisertum nur wertvoller würden, dürfte man nicht sparen. Aber freilich, mit Wechselln sei niemandem gedient; nur bar Geld wirke. Die Fürsten würden den klingenden Münzen der Franzosen mehr glauben, als allen guten Worten. An Kurpfalz müsse die Entschädigung für die Vogtei Hagenau, die zwar dem Reiche gehöre, aber den Erblanden sehr nützlich sei, mit 80 000 Goldgulden wirklich bezahlt werden. Ebenso an den Herzog von Sachsen die ohnehin geringe Abstandssumme von 30 000 Goldgulden für Friesland. Die geistlichen Fürsten auf Pfründen zu vertrösten, verfange nicht. Auch für sie seien die für die weltlichen Kurfürsten angesetzten 4000 Goldgulden das allermindeste, da einige von Frankreich längst viel mehr bekämen. Neben den Kurfürsten müsse man auch der Fürsten gedenken, namentlich des Markgrafen Casimir; und da dem Kurfürsten von Brandenburg für seinen Sohn von Frankreich bereits die (uns schon oft begegnete) Prinzessin Renate angetragen sei, könne man Ersatz nur durch Karls Schwester Katharina bieten. Auch für Sickingen brauche man nicht nur eine Pension, sondern (so heißt es fast schamlos) auch Ersatz des von ihm den Wormsern zugefügten Schadens in Höhe von 20 000 Goldgulden. Da der Herzog Ludwig von Bayern die Verbindung mit der Königin Johanna von Neapel ausschlage, sollte man ihm die Tochter des Gonzalo Hernandez geben,

seinem Bruder Wilhelm die Prinzessin Eleonore, deren Verbindung mit dem alten Könige von Portugal er nicht wünsche. Nur mit so großen Mitteln könne man den „schrecklichen Praktiken“ der Franzosen im Reich entgegenwirken. Zu den Schweizern dürfe man, angesichts des großartigen Auftretens der Franzosen, Courteville nicht senden; da brauche man schon einen großen Herrn wie Zevenbergen.

Nach einigen Wochen trafen wirklich neue Anweisungen für Courteville ein und im Sommer erlebte man, daß sich die Kurfürsten persönlich zu Augsburg um Maximilian scharten, bis auf den noch unmündigen König von Böhmen, der aber durch Bevollmächtigte seines nächsten Agnaten, des Königs von Polen, vertreten wurde. Am 7. August erklärten alle dem Kaiser ihre Bereitwilligkeit zur Wahl seines Enkels Karl, bis auf Trier und Sachsen. Der eine hatte sich mit Frankreich anscheinend zu tief eingelassen; der andere berief sich auf das Verbot der Goldenen Bulle. Indessen behielt der kaiserliche Hof die Hoffnung, beide noch zu gewinnen.

Der Tod Maximilians am 12. Januar 1519 hat alle Abmachungen zwischen ihm und den Kurfürsten aufgehoben und den Kampf um das Kaisertum erst recht entfesselt.

In diesem Augenblicke gab es außer dem Kabinett Karls noch zwei habsburgische Regierungen, in den Niederlanden und in Osterreich. Beide erhielten ihre letzten Weisungen vom Hofe, waren aber bei dessen weiter Entfernung zu einer gewissen Selbständigkeit des Handelns gezwungen. Auf ihre Sachkenntnis und Rührigkeit kam viel an.

Die Regierung der österreichischen Erblande wurde geleitet von Matthaeus Lang, Bischof von Gurk, seit 1511 Kardinal, dann Erzbischof von Salzburg, wo er seit 1514 Koadjutor war. Jetzt und später galt er für einen harten, wenig umgänglichen Mann, und mehr als einer der burgundischen Räte erklärte ihn für ungeeignet zu den Verhandlungen über das Kaisertum. Neben ihm stand Michael von Wolfenstein, ein besonderer Günstling Maximilians, dessen Name und Gnade die Inschrift aufbewahrt, die noch heute am Eingang des Schlosses seiner Nachkommen oberhalb Briren den Besucher grüßt. Kanzler war Cyprian von Serntein, alterprobt wie der Schatzmeister Billinger und Hans Kemner. Verstärkt durch die Bischöfe von Triest und Trient, durch Dietrichstein, Roggendorf und einige weitere Räte wurde diese Regierung von Karl erneut bevollmächtigt. Zu den Vertrauenspersonen der Habsburger im Reich gehörten außerdem Pfalzgraf Friedrich, trotz seiner früheren unfreiwilligen Entfernung vom Hofe, und der auch schon genannte Markgraf Casimir; außerdem der Bischof von Sitten, Matthaeus Schinner, ebenfalls seit 1511 Kardinal.

Zur Unterstützung dieser deutschen Fürsten und Räte boten die Habsburger längst auch ihre burgundischen Kräfte auf; darunter vom deutschen Adel Graf Hugo von Mansfeld, von Niederländern zuerst Maximilian Berghes, Herrn von Zevenbergen, der mit Mansfeld und Wolkenstein zusammen soeben das Goldene Vlies erhalten hatte und deshalb sehr betreten war, als er sich der Innsbrucker Regierung unterstellt glaubte. Auf seine Vorstellungen hin wurde das alsbald eingereckt und auch Nikolaus Ziegler wieder zu Ehren gebracht, den man sogar als Reichsvizekanzler in Aussicht nahm. Aus ihrer unmittelbaren Umgebung hatte Margarete außerdem Anfang Februar den Sekretär Marnig zu Zevenbergen nach Augsburg geschickt, um den französischen Werbungen entgegenzuwirken; jeden französischen Dukaten, sollte er sagen, würden die Deutschen später mit dem Vierfachen zurückzahlen müssen. Ein anderer hoher Rat, Hugo Marnier, ging ungefähr um dieselbe Zeit zu Trier und Mainz. Denn je näher der Wahltermin rückte, um so eifriger wurde die Erzherzogin. Ihr standen als Staatsrat zur Seite Philipp von Cleve, Karl von Croÿ Fürst von Chimay, Heinrich von Nassau, Anton Lalaing Herr von Hoogstraeten, und ihr alter Vertrauter Johann von Berghes. Diese Regierung stellte nach und nach ihre besten Männer in die Front; nach Zevenbergen zunächst Heinrich von Nassau, Karls nächsten Freund, der um die Grafen am Rhein warb, dann zusammen mit Gerard de Pleine, Herrn von La Roche, die Kurfürsten von Trier und Köln aufsuchte und später mit Johann von Armerstorf weiterzog nach Sachsen und Brandenburg. Armerstorf war schon bei Kurpfalz, Trier und Mainz gewesen. Endlich wollte Margarete auch den Bischof von Lüttich, Eberhard von der Mark, für den man den Kardinalshut erwartete, mit in Deutschland verwenden.

Alle diese Herren und ihre Sekretäre entwickelten eine fieberhafte Tätigkeit, und ihre oft täglichen Berichte enthüllen uns die aufgeregte Stimmung dieses denkwürdigen Frühlings 1519. Begründete Nachrichten von den Absichten der Franzosen mengten sich mit wilden Gerüchten. Der König spare nicht mit Geld und Truppen; er wolle mit bewaffneter Hand durch Lothringen an den Rhein ziehen und habe bereits Anknüpfungen im Lande. Die Kurfürsten am Rhein fühlten sich genötigt, ihrerseits zur Sicherung der Wahlfreiheit habsburgische Hilfe zu erbitten.

Greifbar erschien die französische Gefahr für die Niederlande und das Reich, als ruchbar wurde, daß der alte Schützling Frankreichs, Karl von Geldern, sich inzwischen mit der Tochter des Herzogs Heinrich des Mittleren von Lüneburg in Celle vermählt hatte und diesem Rückhalt bot. Denn Herzog Heinrich stand

in schwerer Fehde an der Seite des Bischofs von Hildesheim, eines geborenen Herzogs von Sachsen-Lauenburg, gegen dessen auffässigen Stiftsadel, namentlich die Familie von Caldern. Der Adel aber hatte seinerseits Anlehnung gefunden bei den Herzögen Erich von Calenberg und seinen Neffen, dem Herzoge Heinrich dem Jüngeren von Wolfenbüttel und dem Herzoge Franz, Bischof von Minden. War bis dahin die verwüstende Fehde hauptsächlich auf Kosten des Stiftes Hildesheim gegangen, so wandten sich nun die Freunde des Bischofs gegen Minden, das ihnen nach dem Fall der Landesfeste Petershagen bald ganz in die Hände geriet. Hier in Niedersachsen also, dem Lande der Bauern und der Pferde, das noch die folgenden Menschenalter hindurch ein bevorzugtes Rekrutierungsgebiet von Reitern und Knechten bleiben sollte, hatte die französische Partei sozusagen ein siegreiches Heer an der Hand.

Aber auch die Habsburger hatten ihre militärischen Stützen. Ein altes Organ ihrer Politik in den Oberlanden war der Schwäbische Bund, von Haus aus ein Schutzbund der kleinen Reichsstände, Ritter und Städte, gegen die Landespolitik der Herren von Württemberg. Neuen Anlaß zur Mobilmachung des Bundes gab der Überfall des ohnehin durch die Ermordung des Hans von Hutten belasteten Herzogs auf Reutlingen. Zerfallen mit seiner Gemahlin hatte er auch deren Brüder, die Herzöge von Bayern, auf sich geladen. Seine Unterstützung durch Frankreich reichte nicht aus. Ein kurzer Feldzug führte zur Sequestrierung des Landes. Erneuter Zug der Schweizer zum Herzog wurde durch die geschickte Politik Zevenbergens in Zürich rückgängig gemacht; die Schweizer begriffen die Gefahr einer französischen Umfassung und verlangten deshalb nun auch ihrerseits die Wahl eines Königs aus deutschem Stamm. So konnten die freigewordenen Truppen des Schwäbischen Bundes Ende Mai 1519 unmittelbar von den Habsburgern in Sold genommen werden. Neben ihren ersten Vertretern bei den Bundestruppen hatte die österreichische Politik etwa gleichzeitig in Franz von Sickingen eine besonders gefürchtete militärische Kraft gewonnen und damit dem französischen Dienst entzogen.

So war im Frühjahr 1519 die Lage in Deutschland.

Aber alle klugen und tatkräftigen Maßnahmen der habsburgischen Politik hingen letzten Endes ab von dem Willen und von den Mitteln des jungen Souveräns in Spanien. Und nun sind wir zum dritten Male in der Lage zu sehen, daß dieser sich in der Tat ganz persönlich für etwas einsetzte und damit auch die ungeheuren Aufwendungen seiner Kommissare und Agenten in bezug auf Gratifikationen, Entschädigungen und Pensionen deckte. Die Wahl hat schließlich fast eine Million Goldgulden gekostet, wovon annähernd die Hälfte auf Grati-

sifikationen an die Kurfürsten und ihre Räte gekommen ist. Das Haus der Fugger machte den größten Teil der ungeheuren Summe flüssig, und ihre Rechnungsbücher zeugen noch heute von den Ausgaben; durch Erwerb immer neuer kaiserlicher und habsburgischer Besitz- und Hoheitsrechte in Schwaben und Tirol machten sie sich ihrerseits bezahlt.

Karl erhielt Veranlassung zur Stellungnahme, als eines Tages an dem ängstlich gewordenen Hof in den Niederlanden die schüchterne Erwägung auftauchte, ob nicht bei unüberwindlichen Schwierigkeiten in bezug auf seine Person als König von Spanien vielleicht doch eine Kandidatur des Erzherzogs Ferdinand vorgeschoben werden sollte oder diejenige eines anderen deutschen Fürsten, wobei auch von Sachsen oder Pfalz die Rede war. Margarete und ihre Berater dachten offenbar nur daran, unter allen Umständen eine Wahl des Königs von Frankreich zu durchkreuzen. Allein schon die leiseste Anspielung auf solche Möglichkeiten stieß bei Karl auf leidenschaftliche Abwehr. Am 5. März fertigte er eine Persönlichkeit seines besonderen Vertrauens, Adrian von Croy, Herrn von Beaurain, der eben jetzt das Goldene Vlies erhielt, mit einer sehr eingehenden Instruktion und einem Handschreiben an seine Tante ab. Der Enkel Maximilians begehrte das Erbe seiner Ahnen in eifersüchtiger Erregung.

Er denke nicht daran, ließ er sagen, angesichts so bedeutender Aufwendungen und Aussichten, insbesondere der früheren Bereitwilligkeit der Kurfürsten, die Wahl irgendeines anderen zuzulassen; die Kurfürsten könnten das Eintreten für Ferdinand als Geringschätzung und als Rückzug von den schon übernommenen Verpflichtungen betrachten. Seine Berater sollten wissen, daß er das Letzte daransetzen werde, da er nichts auf dieser Welt mehr begehre. Er habe seine Kommissare angewiesen nichts zu sparen, denn es gehe bei ihm um Reputation und Ehre. Er gedenke auch zu zeigen, daß seine Freundschaft mindestens soviel wert sei wie diejenige des Königs von Frankreich. Schon das bloße Erscheinen Ferdinands in Deutschland zur Übernahme der habsburgischen Länder lehnte er schroff ab; der Gedanke möge löblichem Dienst-eifer entstammen, aber er müsse doch sein Erstaunen über so eigenmächtige Pläne aussprechen; sie hätten sich das alles besser überlegen sollen. Er habe für Truppen in Deutschland und Neapel Vorkehrungen getroffen und werde nach der glücklichen Wahl sofort zur Krönung kommen. Sei er aber einmal Kaiser, so habe er ganz andere Möglichkeiten, auch für seinen Bruder zu sorgen. Jetzt aber schon die habsburgische Macht aufzuspalten, wäre gerade das, was die Franzosen am heftigsten begehrten. Deshalb solle alles, was in Sachen der Wahl oder des Erscheinens Ferdinands in Deutschland angeordnet oder an-

gedeutet sei, unverzüglich und ausdrücklich rückgängig gemacht werden. Ein eigenhändiger Zusatz betonte noch einmal, daß alles dieses sein entschiedener Wille sei. Eigenhändig schrieb er außerdem an seinen Bruder, um ihn gegen alle Einflüsterungen zu schützen und ihn seiner Bereitwilligkeit zu einer späteren vernünftigen Erbteilung zu versichern.

Eingehender noch als die Handschreiben war die Instruktion für Beaurain. Da wird zum ersten Male bestimmt die Wahl Ferdinands zum römischen Könige nach der Kaiserwahl in Aussicht genommen. Freilich findet sich hier auch die Befürchtung, daß das Ganze nur eine Machenschaft Frankreichs sei, das wohl aufs neue durch eine französische Heirat den Bruder von ihm trennen wolle. Ferdinand würde gar nicht in der Lage sein, das Kaisertum zu halten, denn schon ihr Großvater Maximilian sei trotz aller seiner hohen Fähigkeiten und Erfolge nie aus den schweren Sorgen herausgekommen. Nur die Vereinigung aller ihrer Länder gebe dem Kaisertum die jeden Gegner abschreckende Machtstellung zum Heile des Glaubens, zur Verteidigung der Christenheit. Das waren im tiefsten Sinne programmatische Worte dieser Regierung.

Man spürt ganz deutlich das Zusammenwirken der dynastischen Ansprüche und der Kreuzzugstimmung des burgundischen Ritters mit den höheren Vorstellungen vom Kaisertum, in denen man nicht nur die Ideen, sondern auch die Feder Gattinaras vermuten darf. Karls Neigung lag in der Berufung auf Ehre und Reputation, Gattinaras Gedankenführung in der machtpolitischen Einschätzung des Kaisertums als eines Friedensfaktors für die Christenheit.

Die Meinungen der habsburgischen Regierung waren in allen ihren Trägern, in Innsbruck, in Augsburg, an den deutschen Höfen, in den Niederlanden und in Spanien im Grunde einheitlich, wenn auch verschieden begründet und nach Temperament ungleich lebendig. So bleibt die Frage, wie sich ihre Pläne und Absichten im Rahmen der europäischen Politik durchführen ließen. War nicht Karl durch heilige Verträge an das Haus gebunden, das ihm jetzt in bezug auf das Kaisertum so hochmütig entgegentrat? Lagen nicht auch Anzeichen dafür vor, daß Frankreich eine neue Anlehnung an England finden würde, nachdem der kurze Waffengang von 1513 mit der Rückgabe Tournais an Frankreich sozusagen rückgängig gemacht war? War die Anlehnung des Papstes an Frankreich nicht längst erfolgt? Bei der Vergebung des deutschen Königtums aber hatte das Papsttum wegen der Kaiserkrone seit dem 13. Jahrhundert ein gewichtiges Wort mitzusprechen — trotz aller Erklärungen in den Tagen Ludwigs des Bayern. Die päpstliche Politik aber stellte sich immer zugleich universal und im Zusammenhange der italienischen Staaten dar.

Nachdem die Besprechungen von Montpellier durch den plötzlichen Tod des französischen Bevollmächtigten gescheitert waren, zeigte Paris wenig Neigung zu weiteren Verhandlungen. Vom Papst hörte man kaum etwas Freundliches, von England nichts Sicheres. Der Leiter der englischen Politik, der kluge, aber eitle Erzbischof von York, Kardinal Wolsey, gab nach allen Seiten schöne Worte und bezog dafür entsprechende Gaben. Er selbst wollte Schiedsrichter der Christenheit heißen und die kaiserliche Würde für seinen Herrn gewinnen. Leo X ließ ihm durch den Legaten Campegio sagen, er sei mit England darin einig, daß er weder den König von Spanien noch denjenigen von Frankreich als Kaiser wünsche, daß er aber nicht wie England die Wahl des Franzosen, sondern die Wahl des Spaniers für die gefährlichere halte. Heinrich VIII war auf diese Einladung zur Betreibung der eigenen Wahl im Herzen längst eingegangen, betonte freilich seinerseits, daß er im Zweifelsfall die Wahl des Franzosen noch weniger wünsche als diejenige Karls. So einigten sie sich dahin, beiden Teilen Entgegenkommen zu zeigen, im Ernst aber beiden entgegenzuwirken. In diesem Sinne war die Instruktion für Richard Pace vom 30. Mai nach Deutschland abgefaßt. Man dachte wohl, mit dieser Politik den lachenden Dritten zu spielen.

Der Papst hielt sich nicht an die Abrede, versicherte vielmehr den König von Frankreich seiner wärmsten Unterstützung, stellte ihm auch den Kardinalshut für die Kurfürsten von Trier und Köln in Aussicht, und für den Kardinal von Mainz die dauernde Legatenwürde, falls diese Herren für ihn einträten; ja, er sandte den ganz französisch gesinnten Nuntius Orsini nach Deutschland, wo sich bereits Cajetan und Carracciolo befanden, und ließ auf dem Tag der rheinischen Kurfürsten zu Oberwesel schlechtthin erklären: Karl sei als König von Neapel nicht wählbar, entsprechend einer von Ferdinand von Aragon einstmal eingegangenen Verpflichtung. Damit war der bisher über die päpstliche Politik gelegte Schleier zerrissen. Die Regierung Karls ließ alsbald in Rom protestieren, worauf der Papst nun auch dem spanischen Gesandten gegenüber mit seiner Abneigung gegen Karls Wahl nicht mehr zurückhielt.

So lagen im Mai die Karten offen. Scheinbar waren alle Mächte gegen Karl. Die deutschen Kurfürsten schwankten. In Wahrheit wirkte gerade diese Lage zu Karls Gunsten. Die überkluge englische Politik hatte sich selbst neutralisiert. Pace erreichte nichts, wußte nur von dem raschen Sinken der französischen Ausichten zu berichten. Das offene Zusammenarbeiten aber zwischen dem Papst und Frankreich war das sicherste Mittel, die Stimmen der Kurfürsten den Habsburgern zuzuwenden. Die prahlerische Art der Fran-

zosen, die Befonung der Macht und Mittel ihres Herrn mußten die Deutschen kopfscheu machen, und der Kredit des Papstes war eben jetzt, in den ersten Jahren der lutherischen Bewegung, sichtlich im Schwinden. Dazu wurde die durch den aufsteigenden Humanismus entbundene nationale Stimmung, vor allem im Elsaß und am Rhein, sich ihres politischen Gehalts gegen Frankreich und für die Dynastie des letzten Kaisers von Tag zu Tag mehr bewußt. Die verbindliche, interessierte, joviale und ritterliche Art Maximilians hatte ihm Fürsten und Volk gewonnen. Was man an seiner Politik zu tadeln gehabt hatte, das war vergessen. Sein Bild, in unzähligen Blättern über das Land verbreitet, war lebendig geblieben; und sein junger Enkel, weder durch bedrohliche Macht noch durch persönliche Ansprüche gleich seinem französischen Nachbarn belastet, genoß unverdient das, was man Popularität nennt. Auch von ihm verbreitete man volkstümliche Bilder in Holzschnitten, und das Volkslied beteuerte:

Ich hoff, die Sach soll werden gut,
so Carolus, das edel Plut,
die Sach tut für sich nehmen.

Ein deutscher Forscher hat vor einigen Jahren versucht, diese „habsburgische Legende“ zu zerstören. Es ist ihm nicht gelungen, weil unsere Überlieferung selbst eine zu eindringliche Sprache redet.

Und so trat das ein, was eintreten mußte, nachdem die habsburgischen Regierungen die Wahl einträchtig und umfassend vorbereitet, auch die militärische Sicherung, ohne daß man den Druck spürte, behutsam in die Wege geleitet und mit Geld nicht gespart hatten. Was noch fehlte, schien die Haltung der Gegner zu besorgen.

In dieser Lage griff nämlich die päpstliche Politik zu einem letzten Mittel. Wenn sie schon die Wahl des Königs von Frankreich nicht mehr für möglich hielt, so wollte sie doch die Erhebung Karls noch verhindern. Sie lenkte zurück auf die Wahl eines deutschen Kurfürsten.

In Betracht kam nur der angesehenste unter ihnen, Friedrich der Weise von Sachsen. Sein Name war in diesem Zusammenhang vor Jahren schon einmal genannt worden, dann aber hinter den großen Potentaten völlig zurückgetreten. Außerdem stand dieser bedächtige und herbe Mann erst recht im Brennpunkt des Interesses als der Landesherr des Augustiners und Professors von Wittenberg, der das Unwesen des päpstlichen Ablasses mit so tiefem Ernst und so großer Gelehrsamkeit bekämpfte und sich neuerdings von dieser Einzelfrage vorwärtsgetrieben sah zum Sturm gegen das ganze geräuschvolle

Kirchenwesen, das in fremden Händen lag, von Machtbegier geleitet war und mit dem Geist des Evangeliums als der frohen Botschaft von der inneren Veröhnung des sündigen Menschen mit Gott wenig mehr gemein zu haben schien.

Friedrich der Weise hatte sich den Werbungen Maximilians gegenüber spröde verhalten. Auch spätere Angebote der Habsburger waren auf seinen beharrlichen Widerstand gestoßen; es gebühre ihm nicht, wegen der Königswahl zu verhandeln. Der seinem Hofe doch verlockende Gedanke einer habsburgischen Ehe für den Kurprinzen mit stattlicher Mitgift, Geschenke an die Räte und große Angebote für die kurfürstliche Kasse wurden ohne jede Beziehung auf die Wahlfrage betrachtet und Zahlungen nur als Begleichung einer „alten Schuld“ behandelt. Kein Zweifel, daß sich in dieser Schämlichkeit ein feineres Gewissen zeigte, als in dem Verhalten der übrigen Kurfürsten, von denen Mainz für sich und die Räte 113 200 Goldgulden, Köln wenigstens 52 800, Pfalz einschließlich der Entschädigung für Hagenau und der Gratifikation an den Pfalzgrafen Friedrich 184 100 Goldgulden ohne Erröten annahmen, ja durch kluges Verhandeln erst auf diese Höhe gebracht hatten. Die Schlußsumme für Kursachsen betrug nach den Büchern der Fugger immerhin auch 70 000 Gulden. Alle also, einschließlich Trier und Kursachsen, erhielten ihre Gebühren; nur der unerfättlichste, der Kurfürst von Brandenburg, ging leer aus, weil er bis zuletzt an Frankreich festhielt, obwohl er sich zwischendurch einmal an die habsburgische Politik so nahe angeschlossen hatte, daß die Ehe des Kurprinzen mit „Fräulein Katharina von Hispanien“ durch Prokuration bereits vollzogen werden konnte.

Auf den Kurfürsten von Sachsen wirkten nun die Franzosen und die römische Kurie durch den geschäftigen Karl von Miltitz noch im letzten Augenblicke, am 14. Juni, mit dem Ansinnen ein, er möge, falls die Wahl des Königs von Frankreich nicht zu erreichen sei, seine eigene Wahl zulassen; päpstliche Heiligkeit wolle seine Wahl schon als gültig betrachten, wenn er zur eigenen Stimme noch zwei weitere gewinne (wobei man irrümlicherweise wohl nur mit sechs Kurfürsten rechnete). Nicht genug damit; der Papst würde auch ihm für den Fall seiner Bereitwilligkeit einen Kardinalshut zur Verfügung stellen. Man hat gemeint, daß sich dieses Angebot auf Luther bezogen habe — ein ganz unsinniger Gedanke für jeden, der die damalige römische Kurie und den bereits eingeleiteten Prozeß gegen Luther kennt. In Wahrheit scheiterte alles Liebeswerben an dem aufrechten Sinn des alten Herrn, der auf die französischen Heiratsangebote offen und ehrlich antwortete, er stehe bereits anderweitig in

Verhandlung. So fehlt es an der ersten Voraussetzung für die angebliche Wahl Friedrichs des Weisen, seinem eigenen Einverständnis.

Ganz sicher ist es nie zu einer solchen Wahl gekommen. Wir wissen vielmehr sehr genau, daß die letzten Frankfurter Beratungen der Kurfürsten am 26. und 27. Juni nichts wesentlich Neues brachten. Am Abend des 27. kündigten sie die eigentliche Wahl für den nächsten Tag an. Der Rat der Stadt ließ dem Volke ansagen, niemand solle erschrecken, wenn die Sturmglocken dreimal geläutet würden; das sei Brauch; ein jeder solle dann Gott bitten, den Kurfürsten seine Gnade zu verleihen, „daß sie einen König wählen, der Gott dem Allmächtigen, dem Heiligen Reich und uns allen Nuß sei“. Die Wahl Karls erfolgte einstimmig. Nur der Brandenburger ließ sich notariell verbrieft, daß er die Wahl „aus rechter Furcht tue und nicht aus rechtem Wissen“. Als aber die Wahl ausgerufen, „haben die 22 Trompeter des Pfalzgrafen und des Markgrafen von Brandenburg in die Trompeten gestoßen, dann hat man zur Orgel das große Te Deum laudamus angestimmt“; so erzählt der Frankfurter Stadtschreiber.

In der Reihe der deutschen Könige und Kaiser war dieser Karl der fünfte, und so lebt er in der Geschichte und in der Benennung aller Völker fort. Er trug den alten karolingischen Namen, den zwischendurch nur noch der Luxemburger Karl IV geführt hatte — auch aus derselben niederfränkischen Heimat Karls des Großen. Die deutsche und die abendländische Geschichte schienen zurückzulenken in ihre Anfänge und noch einmal die bedeutendsten Möglichkeiten zu eröffnen.

So urteilte jedenfalls der vornehmste Berater des Erwählten, sein Großkanzler Gattinara. Mit einer Denkschrift vom 12. Juli 1519, also unmittelbar nach Eintreffen der Wahlnachricht, begann er das große politische Erziehungswerk an seinem Herrn mit den Worten: „Sire, da Euch Gott diese ungeheure Gnade verliehen hat, Euch über alle Könige und Fürsten der Christenheit zu erhöhen zu einer Macht, die bisher nur Euer Vorgänger Karl der Große besessen hat, so seid Ihr auf dem Wege zur Weltmonarchie, zur Sammlung der Christenheit unter einem Hirten.“ Deshalb gebühre Seiner Majestät zuerst Gottesfurcht und Demut, Erfüllung der Testamente seiner Vorfahren, Sorge für die Königin-Mutter und hochherziges Verhalten gegen den Bruder. Sodann sei es seine Pflicht, die rechten Personen auszusuchen für Kirche und Staat, besonders für die Gerichte. Auswahl guter Räte, wie Moses geraten, Erlaß guter Gesetze wie durch Justinian, ihre Handhabung in Milde wie durch Titus; dazu Freigebigkeit nach Seneca und doch Mäßigung in allem. Besonders wichtig, Ordnung in den Finanzen zu halten, zumal im Heere;

hundert gutbezahlte Krieger seien mehr wert als zweihundert schlechtbezahlte. Aber auch sonst Zusammenfassung und Kontrolle im ganzen Haushalt. Gattinara warnte vor der Bevorzugung der Niederländer, empfahl einen kleinen geheimen Rat und zum Schutz gegen die Verschleppung der Geschäfte die Erledigung des Wichtigsten an jedem Morgen, gleich nach dem Aufstehen, wenn nicht schon beim Anziehen. Er empfahl die Verselbständigung der Sekretäre zur Entlastung des Monarchen und des Kanzlers, vollends die Selbständigkeit aller Gerichte. Gegen Schluß der Denkschrift heißt es, nächst seinen Eltern verdanke der König am meisten dem Marquis von Arschot, Herrn von Chivèpres, und dann noch einmal: die Monarchie habe ihren Sinn in der Vereinigung aller Völker zum Dienste Gottes.

Am 30. November wurde die feierliche Begrüßung durch die Gesandtschaft der Kurfürsten in Molins del Rey von Gattinara ebenso stilvoll beantwortet; einige Wochen nach dem Empfang die Botschaft der österreichischen Stände. Der Kanzler entwarf ein vorteilhaftes Bild von dem neuen Könige, nahm ihn auch im Privatgespräch in Schutz gegen ungünstige Gerüchte. Dabei war es sichtlich mehr Wunsch als Wirklichkeit, wenn er den Fleiß seines Herrn rühmte, der schon morgens im Bett die wichtigsten Geschäfte erledige und mit seiner hohen Einsicht oft die Alten beschäme.

Wieder einige Wochen später legte der Kanzler sein aufschlußreiches Gutachten vor über Titel, Wappen, Siegel und Münzen des neuen Kaisers. Er meinte, an die Spitze jedes Titels gehöre nun „König der Römer, erwählter römischer Kaiser, immer Augustus“. Dann könnten die anderen Titel folgen. Um Verstimmungen zu begegnen, sollte man in Castilien und Aragon verkünden, das sei keine Beeinträchtigung der Ehre und Würde dieser Königreiche, sondern ihre Erhöhung. Auch müßte der Name der Königin Juana zwar nach dem Kaisertitel, aber vor dem Königstitel Karls eingesetzt bleiben. Für Deutschland sollte der Titel lauten: „Römischer König, künftiger Kaiser, immer Augustus, König von Spanien, Sizilien, Jerusalem, der Balearen, der kanarischen und indianischen Inseln, sowie des Festlandes jenseits des Ozeans, Erzherzog von Österreich, Herzog von Burgund, Brabant, Steier, Kärnten, Krain, Luxemburg, Limburg, Athen und Patras, Graf von Habsburg, Flandern, Tirol, Pfalzgraf von Burgund, Hennegau, Pfirt, Roussillon, Landgraf im Elsaß, Fürst in Schwaben, Herr in Asien und Afrika.“ Ich denke, man muß sich diese Gruppierung der Titel, lediglich nach ihrer Rangstufe, nicht nach Ländern oder Völkern, vergegenwärtigen, um die Gedankenrichtung zu verstehen, aus der sich das neue Weltreich bildete.

Die Unterschrift sollte nach Meinung Gattinaras nur im Namen bestehen, nicht wie in Spanien *Yo el rey*, „Ich der König“. Als Wappen komme nur der zweiköpfige Adler in Betracht, wie bei dem verstorbenen Kaiser, mit Herz- oder Nebenschilden. Das Siegel möge nach den Ländern und den deutschen Erzkanzlerämtern verschieden sein, aber ein größeres Kaiser Siegel stets beim Kaiser gehalten werden, für alle bedeutenden und geheimen Sachen. Dieses Siegel müsse ein Majestätssiegel sein, der thronende Kaiser mit Szepter und Weltkugel, das Kaiserwappen zur Rechten, das Königswappen zur Linken. Handsiegel je nach den Behörden; Sekret und Gegen Siegel für Burgund aber mit Andreaskreuz und den Elementen der Ordenskette nebst der Devise *Plus oultre*, oder nur diese mit den Säulen des Herkules. Die spanischen Münzen sollten auf der einen Seite das Bild des Königs mit Reichsadler und Herzschild, auf der anderen Seite das Bild seiner Mutter tragen mit dem Landeswappen. Betreff der übrigen Länder bleibe zu erwägen, „ob Seine Majestät den Münzfuß nach spanischer Art mit Kurs durch alle seine Länder vereinfachen will“.

Kein Zweifel, der Kanzler träumte von einer universalen, auch wirtschaftlichen Einheit.

Umgruppierung der Mächte. Fürstentage am Kanal

Die vollzogene Königswahl zwang ganz Europa zur Nachprüfung der gegenseitigen politischen Beziehungen. Franz I hatte sich zu laut gerühmt und in seinen doch unzulänglichen Maßnahmen zu sehr bloßgestellt, um nicht in seinem Ehrgeiz und in seinem politischen Ruf schwer getroffen zu sein. Auf der anderen Seite bestand noch das Eheversprechen Karls gegenüber seiner Tochter. Dementsprechend drückten die Räte des Königs ihre etwas betrefene Freude über Karls Wahl aus, die, wie man höre, „unendlich viel mehr gekostet habe, als die französischen Bemühungen“. Franz I selbst überwand sich zunächst zu süß-sauren Tröstungen und bequemte sich zu einem Glückwunsch, den Karl voller Ergebenheit beantwortete.

Auch England machte gute Miene zum verunglückten Spiel. Heinrich VIII befand sich auf „sein altes und freundschaftliches Verhältnis zu Burgund und Spanien“. Wie Karl ihm in guter Haltung für seine „Wahlhilfe“ dankte, so tat es erst recht Margarete aus Anlaß des Empfangs, den sie Richard

Pace gewährte. Ihr mochte in der Tat bei der Niederlage Frankreichs und der wenigstens zur Schau getragenen Freundschaft Englands wahrhaft wohl sein.

Der Papst zeigte sich bei seiner im Grunde ängstlichen Persönlichkeit weniger sorglos als die beiden jungen weltlichen Monarchen. Leo X sah sich durch die französische Freundschaft in Italien mehr gefährdet als gestützt, und wenn er die Spanier fürchtete, so fühlte er sich eben dadurch in unbehaglicher Weise zu ihnen hingezogen. Er konnte doch auch die einstweilen nicht erschütterte Macht des französischen Herrn von Mailand kaum übersehen. Die häufigen und manchmal sensationellen Berichte der Gesandten, besonders der in ähnlicher Lage befindlichen Venezianer, lassen das sanguinische Schwanken des Papstes von unbeherrschten Erregungen zu salbungsvollen Anpassungen an die Lage fast zu drastisch hervortreten. Diese Berichte sind Tageszeitungen, nicht ausgeglichene Schriftstücke; man beachtete mit der Hellhörigkeit der Vorzimmer, daß bei den Gottesdiensten und Festen des Papstes aus Anlaß der Kaiserwahl die französischen, englischen und venezianischen Gesandten fern blieben. Der Papst äußerte wohl, diese drei Mächte und die Schweizer mußten zusammenhalten, um der aufsteigenden Macht des katholischen Königs ein Gegengewicht zu bieten. Seine Sorgen umfaßten ja nicht nur den Kirchenstaat, dem er gar zu gern auch Ferrara wieder einverleibt hätte, sondern erst recht das heimische Florenz, wo freilich sein durch Heirat an Frankreich gebundener Neffe Lorenzo Medici eben gestorben war. Ernstlich verhandelt wurde noch lange über die Belehnung des zukünftigen Kaisers mit Neapel, weil da ältere und jüngere Dekretalen im Wege standen, zu schweigen von dem Einspruch Frankreichs.

Die europäische Machtstellung der Schweizer datierte Commines seit den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Sie war vollends anerkannt seit dem Einbruch der Franzosen in Oberitalien. Die Eidgenossen verfügten über die besten Soldtruppen in ihren eigenen Leuten und hatten seit dem Erwerb von Lugano und Locarno (1512) offenen Paß in das zwischen dem Kaiser, Venedig und Frankreich umstrittene Mailand, das ihnen übrigens längst auch wirtschaftlich wichtig war. Habsburgische und französische Botschaften begegneten oder folgten sich deshalb auf ihren Tagessitzungen in Zürich oder Baden. Einstweilen „behielten sie ihre Hand offen“.

Im Augenblick entscheidend für Karl waren England und Frankreich wegen der Notwendigkeit seiner Rückkehr aus Spanien in die Niederlande und nach Deutschland. Die Verhandlungen mit England lagen in den Händen des Bischofs von Elne, Bernard de Mesa, und des Sekretärs le Sauchy. Man

erwartete in England Karls Besuch und schmeichelte sich, daß dieser Besuch der erste des gewählten Kaisers sein werde. Da die Regierung Karls angesichts der noch in den letzten Fäden hängenden Beziehungen zu Frankreich etwas zurückhielt, übte Wolfsey einen stärkeren Druck aus. Er gab sich zu Beginn des Jahres 1520 seinerseits den französischen Werbungen vor aller Welt hin und verabredete endgültig die Zusammenkunft der Könige, die von den beiden temperamentvollen Herren je „auf ihren Bart“ längst versprochen war. Die neue Lage spiegelte sich alsbald in der sehr anmaßenden Note, die Franz I am 20. Februar zu Burgos in bezug auf die Durchführung des Vertrages von Nonon überreichen ließ.

Das alles wirkte sofort in Spanien, mehr noch in den Niederlanden. Denn unter diesen Umständen mußte eine engere Verbindung Englands mit dem Könige von Frankreich der habsburgischen Politik sehr unerwünscht sein. Karl bestellte eine vornehme Botschaft, den alten Berghes, Gorrevod, La Roche und Haneton neben le Cauch und Mesa zu seiner außerordentlichen Vertretung in England, um seinen baldigen Besuch anzukündigen. Margarete genügte das noch nicht. Sie überbot das Entgegenkommen durch den unverzüglichen Befehl an le Cauch, voranzufahren und unter Preisgabe des kaiserlichen Angebots eines Besuches auf der Insel Wight das von den Engländern vorgeschlagene Southampton anzunehmen; auch — fügte Margarete hinzu — solle er die Engländer ja nicht merken lassen, daß dieses Entgegenkommen unter dem Druck der letzten Ereignisse stehe; deshalb unterstrich sie dem Sekretär gewisse Stellen in der kaiserlichen Instruktion, die sie unterdrückt wissen wollte.

Sonderbar, wie sich nun das politische Spiel in einer Etikettenfrage zu verlieren schien. Denn alle Bemühungen der englischen, französischen und habsburgischen Politik drehten sich in den nächsten Wochen um die Reihenfolge und das Zeremoniell der Besuche. Von einem Besuche Karls in Frankreich war nicht die Rede. Es wurde vereinbart, daß Karl Mitte Mai in England eintreffe, also wirklich dort seinen ersten Besuch mache, dann weiterfahre in die Niederlande. Inzwischen wollte Heinrich VIII sich nach Calais begeben zum Besuch des Königs von Frankreich, um nach dieser Entrevue wiederum mit Karl zusammenzutreffen. Diese Fragen und alles darin liegende Mißtrauen, besonders in Frankreich, galt es glücklich zu bereinigen und die täuschenden Korrespondenzen so zu formulieren, daß nirgends das herzliche Verständnis getrübt würde.

Natürlich gab es in den Vorbesprechungen doch allerlei Mißtöne. Le Cauch empfand es mit Recht als taktlos, daß sich Wolfsey mit seinen Ratschlägen in

die inneren Angelegenheiten Karls einmischte, etwa mit dem Vorschlag, die Erzherzogin Margarete möge als Statthalterin nach Spanien gehen, damit Chièvres in den Niederlanden frei schalten könne. Aber die Falten glätteten sich wieder.

Man begreift nachträglich, daß der Hof in Spanien die Lösung von den Cortes kaum abwarten konnte, um einigermaßen rechtzeitig in England einzutreffen. Er hatte diesmal Wetterglück und kam in sieben Tagen bis Dover. Der Kardinal von York war zum Empfang herbeigeeilt; man hatte ihm vorsorglich in Spanien ein Bistum ganz, und von einem zweiten noch eine namhafte Rente verbrieft; man warb in Rom um die Genehmigung dafür. Am Pfingstsonntage, dem 27. Mai 1520, erfolgte von Dover aus der Eintritt in Canterbury, wo die große fürstliche Familientagung stattfand. Da waren der König und die Königin Katharina; ihre Stiefmutter Germaine de Foix, jetzt Markgräfin von Brandenburg; ihre Schwägerin Mary, Königin-Witwe von Frankreich, jetzt Herzogin von Suffolk; dazu Karl mit seinem stattlichen spanischen und niederländischen Gefolge. Dem Anteil der Damen entsprach Art und Ton der gesellschaftlichen Veranstaltungen.

Allerlei Verträge waren schon vorher entworfen, insbesondere auch die Verlängerung des England günstigen Handelsvertrages mit den Niederlanden auf fünf Jahre. Das eigentliche Ergebnis der Verhandlungen von Canterbury war aber das enge Bündnis vom 29. Mai, das wir unlängst aus dem Original von Turin kennengelernt haben; Einzelheiten waren der Besprechung durch Wolfsey und Chièvres vorbehalten; denn nach der Zusammenkunft des englischen Königs mit dem französischen sollten sich Heinrich und Karl in der Tat am 11. Juni zwischen Calais und Gravelingen noch einmal treffen.

Während Karl am 1. Juni wieder in Blissingen landete, um noch am selben Tage über Brügge und Gent nach Brüssel zu ziehen, setzte Heinrich VIII mit einem Gefolge von einigen tausend Personen über den Kanal zu dem berühmten Besuch bei Franz I im „Güldenem Feld“, das heißt in den aus golddurchwirkten Stoffen aufgespannten Zelten, ein Zeichen des unerhörten Luxus, mit dem beide Könige sich und den Ihrigen Eindruck zu machen beflissen waren. Wieder eine Fülle gesellschaftlicher Schaustellungen und täuschender, wenn nicht verlogener, gegenseitiger Liebeserklärungen, ganze drei Wochen lang. Man pries diese herrlichen Tage, dieses längst ersehnte Entzücken aneinander. Besonders die Mutter des Königs, Louise von Savoyen, tat ihr Schönstes in unerschöpflicher Courtoisie. Aber auch Franz selbst überraschte seinen königlichen Herzensfreund einmal ganz früh morgens, ließ ihn wecken und tat Dienst bei

seinem Lever mit Darreichung des Hemdes. Aber was an praktisch politischen Fragen besprochen wurde, erfuhr soweit wir sehen keine Förderung. Man betäubte das tiefste gegenseitige Mißtrauen mit geräuschvollen Beteiseln des Gegenteils.

Wichtiger wurde die Schlußzusammenkunft Heinrichs VIII mit Karl zwischen Gravelingen und Calais. Sie strafte alles Lügen, was soeben noch in nächster Nähe zwischen Heinrich und Franz an Liebesworten ausgetauscht war. Der Sand am Meere hätte erröten müssen. Denn wenn nicht alles täuscht, ist schon hier unverblümt über eine englische Heirat Karls verhandelt worden. Daß Heinrich seinem französischen Freunde im Vertrauen schrieb, die Anregung dazu sei von Karl ausgegangen, von ihm aber unter Hinweis auf die älteren Pflichten seines Neffen zurückgewiesen, macht das Gegenteil erst recht wahrscheinlich. Allerdings gab es auch bei diesem Freundespaar Zweifel an der Ehrlichkeit der Gefühle. Die Engländer witterten bei Chievres noch immer die alte Franzosenfreundschaft; die Niederländer vermuteten, daß doch von dem Goldfelde einiges hängengeblieben sein könnte. War nicht Karls Stellung wirklich noch sehr unsicher? Es gab Leute genug, die mit Übertreibung der ohnehin schlechten Nachrichten aus Spanien nicht kargten. Und was barg der Schoß Italiens? Was Deutschland?

Erwerb Württembergs. Krönung in Aachen

Den Hof drückte zunächst die ewige Finanznot. Ganz klar sehen wir noch immer nicht in die Bilanzen des Staatshaushaltes, der trotz Gattinaras Drängen nichts weniger als zentralisiert war. Die Masse der Finanzakten der Regierungen wie der Bankhäuser und aller Reichtum der Buchführungen im einzelnen bringen uns nicht hinweg über den entscheidenden Mangel unserer Überlieferung in bezug auf das laufende Verhältnis von Einnahmen und Ausgaben. Man bekam oft große Summen von den Banken gegen Verpfändung oder Veräußerung von Kron Gütern, aber der Urquell aller Verlegenheiten blieb, daß man niemals aus aufgespeichertem Vermögen, sondern immer nur auf Kosten der Zukunft lebte, aus immer neuen Verpfändungen von Staatseinnahmen, Domänen und Bergwerken. Das ist leider bei den meisten Staaten aller Zeiten der Fall, aber das unternehmungslustige 16. Jahrhundert, das noch so tief in der Privatwirtschaft steckte, ließ die Spannung zwischen seinen Bedürfnissen

und den viel zu kurzfristigen Anleihen noch als einen ganz persönlichen, auf Ehre und Kredit des Fürsten lastenden Druck empfinden. Von Bankhäusern, Ministern und Kriegsobristen konnten Vermögen gewonnen werden auf Kosten der Staaten. Die Staaten selbst litten Not. Denn die laufenden hohen Einnahmen wurden von den noch höheren Ausgaben dieser kostspieligen Höfe, ihren Reisen und Geschenken offenbar immer wieder sogleich verzehrt.

Während der letzten spanischen und der ersten niederländischen Monate schwebte eine Sache, die das höchst lehrreich veranschaulicht; das war der Erwerb Württembergs.

An und für sich haben gerade in dieser Sache die habsburgischen Kommissare an politischer Einsicht und Tatkraft ihr Meisterstück vollbracht. Aber der Hof hielt scheinbar ebenso stumpf zurück, wie die Innsbrucker Kammer aus Mangel an Geld von vornherein dem ganzen württembergischen Handel abgeneigt gewesen war; die reichen Tiroler Metallgruben waren längst an die Fugger verpfändet. Anders die burgundischen Räte. Schon bald nach den ersten Erfolgen des Schwäbischen Bundes gegen Herzog Ulrich, vollends nach dessen verunglücktem Versuch zurückzukehren, legten sie es darauf an, das Land für das Haus Österreich zu gewinnen. Die treibende Kraft war wieder Zevenbergen, der die Hauptberichte selbst diktiert haben muß, da er mehrfach in der eigenen Person spricht. Die Verhandlungen zogen sich hin bis zum 6. Februar 1520, wo der bindende Abschluß mit dem Bunde erfolgte. Erst hatte es sich nur um Ablehnung einer Zerstückelung des Herzogtums durch die Bundesstände gehandelt; dann um Erwerbung des Ganzen gegen Erstattung der Kriegskosten; auch dies im Einvernehmen mit Bayern. Man sprach von 300 bis 400000 Gulden. Aber selbst diese Summe schien dem vom Gelde entblößten Hofe unannehmbar. So wagten die kühnen Räte, von denen Zevenbergen schon bei der Kaiserwahl ein kleines Vermögen zugesetzt hatte, unter Überschreitung ihrer Vollmachten den Erwerb auf eigene Verantwortung; und eben diese Eigenmächtigkeit hat uns ihre überaus wichtigen Begründungen eingetragen — beiläufig die ersten großen Denkschriften der Regierung Karls V in deutscher Sprache und ein sprechendes Beispiel dafür, wie diese gebildeten Räte ihre Höfe und Fürsten mit sich rissen.

Die Schriftstücke sollten beim Kaiser, bei Chivres und bei Margarete die Vorwürfe entkräften, die man den Räten machte. Sie wußten wohl, daß sie hoch gespielt hätten, aber sie seien auch erfüllt von dem gewaltigen Gewinn, den sie der Dynastie zubrachten. Sie wußten auch, daß es Leute gäbe, Fürsten und Herren, die dem Hause Österreich den Erfolg nicht gönnten und deshalb die

Räte tadelten, „es möchte Seiner Majestät ein Krieg und Empörung daraus entstehen, einen Fürsten in Deutschland so von Land und Leuten zu vertreiben“. Indessen, sagten sie, liege Württemberg so günstig zwischen den zerstückten vorderösterreichischen Ländern von Tirol bis zum Breisgau und Sundgau, daß der Gesamtbesitz jetzt erst recht wertvoll werde; daß gerade er mit seinen Mitteln und seiner Menschenkraft dafür bürge, „daß die Fürsten und Stände Ihrer Majestät müßten gehorsam sein, und daß ein Herr von Oesterreich stets römischer König und Kaiser sein könne“, wenn er wolle. Hätte man das Land, das drei Millionen wert sei, das man den „Brotkasten der Schweiz“ nenne, fahren lassen und gar die Rückkehr des friedlosen Herzogs geduldet, so würde man statt dessen „einen anderen Herzog von Geldern“ im Lande haben, einen Pensionär von Frankreich, während sich die schutzlosen Stände ihrerseits, wozu sie ohnehin Neigung hätten, ganz „zu den Eidgenossen schlagen würden und nachfolgendes das Land Schwaben und der Rheinstrom bis gen Köln (das Land der Städtebünde) zu ihnen kommen und damit zuletzt das ganze deutsche Land all ein Commun sein und alle Oberkeit daraus vertrieben werden“. Deshalb sei auch der Erwerb der Landvogtei Hagenau so wichtig gewesen, da die zehn Reichsstädte sich sonst ebenfalls „zu den Schweizern schlügen; und wie es alsdann mit der Stadt Straßburg stehen würde, ist wohl zu ermessen“.

Die Habsburgischen Räte sahen also die Zeichen der Zeit merkwürdig klar. Sie bauten einen mächtigen Territorialstaat von der Mündung des Rheins bis zur oberen Donau planmäßig aus und stemmten sich zugleich der heraufziehenden demokratischen Flut ganz bewußt entgegen, als hätten sie das Erlebnis der spanischen Comuneros vor Augen gehabt und hellseherisch die kommenden Unruhen der Bauern und der kleinen Städte. Deshalb setzten sie sich auch unbedingt ein für die Verlängerung des Schwäbischen Bundes, in dem sie noch immer sehr richtig eine Stütze so gut des Reiches, wie der habsburgischen Macht sahen. Nebenbei lassen sie uns erkennen, wie sich diese hochadligen und gelehrten Räte eine Regierung und ihre Finanzierung dachten. Man solle einen „geborenen Herrn“ als Statthalter bestellen, einen „Gelehrten als einen Kanzler“, dazu sechs von der Ritterschaft und einige Finanzbeamte für die Renten und Gülten, die man gelegentlich verkaufen könnte, um von dem Erlös alle Lasten zu decken.

Wir sehen nicht, ob es bei Hofe wahre Einsicht oder nur die Billigung des nun einmal Geschehenen war; jedenfalls blieb Württemberg bis auf weiteres habsburgisch mit all den Möglichkeiten dieser Verbindung für eine geradezu hohenstaufische Reichspolitik.

Inzwischen füllte sich der Hof mit Deutschen, die bald neue, sehr viel tiefere Sorgen mitbrachten. Zunächst war alles auf die Krönung bedacht. Auf den 22. Oktober wurde der Einzug in Aachen angeordnet, eine Joyeuse entrée ins Reich.

Es war ein heiterer Herbsttag, an dem die Kurfürsten ihrem Könige vor die Stadt entgegenzogen. Bis dahin waren sie die umvorbenen gnädigen Herren gewesen. Nun kehrte sich das Verhältnis langsam um. Der junge Herr sah zum ersten Male in größerer Zahl die Fürsten des Reiches, das ihm die entscheidenden Aufgaben seines Lebens stellen sollte. Er war in seinen spanischen Lehrjahren wohl herangereift, hatte auch einzelne Proben selbständiger Entschlüsse gegeben; die englischen Zusammenkünfte konnten nicht ohne Eindruck geblieben sein. Von jeher besaß er Haltung, und der undurchdringliche, etwas hochmütige Ausdruck seines Antlitzes erweckte trotz seiner Jugend die Vorstellung eines unnahbaren Gebieters. Dazu kam die eindrucksvolle Pracht seiner Umgebung, kamen Titel und Möglichkeiten, die jeder Phantasie weitesten Spielraum ließen. Schweigend, das Haupt entblößt, nahm er die Huldigung der Kurfürsten entgegen. Durch den Kardinal von Salzburg ließ er antworten.

Der Einzug in die Stadt war von militärischem Gepränge: Reiterfähnlein, Grafen, Herren, dreihundert Knechte unter Franz von Castelalto, dann Ratsherren von Aachen mit ihren weißen Stäben, der Herzog von Jülich als Nachbar mit vierhundert Reitern, das Gefolge der Kurfürsten, der Hof mit allen seinen Dienern, Pagen und Herolden; sie warfen Münzen unters Volk. Zwischen Hellebardieren die höchsten Würdenträger, spanische Branden, Ritter des Goldenen Blieses, Fürsten und Kurfürsten in Person. Vor dem Könige der Erbmarschall von Pappenheim mit dem Reichsschwert; der König selbst im Harnisch mit Brokatgewand, schimmernd und reich, sicher und gewandt in der Führung seines lebhaften Pferdes.

Noch am Abend beschwor er die längst, schon am 3. Juli 1519 zu Barcelona vollzogene Wahlkapitulation. Wenn derartige Schriftstücke Regierungen binden können, dann hatten diese deutschen Kurfürsten das ihrige getan, das Reich zu schützen gegen die Gefahren einer Fremdherrschaft. Denn so las man es und so beschwor es nun der Erwählte, daß er die Kurfürsten und Fürsten bei dem Ihrigen handhaben und sie gegen alle Erhebungen der Untertanen, seien es Adel oder gemeines Volk, beschirmen werde; auch gegen alle Bündnisse, unbeschadet ihrer eigenen kurfürstlichen Einung und deren Mitwirkung an der Reichsregierung. Zu Reichs- und Hofämtern wolle Seine Majestät nur geborene Deutsche befördern, in allen Schriften und Reichshandlungen nur die

deutsche oder lateinische Sprache gebrauchen, keinen Reichstag ausschreiben außerhalb der Grenzen des Reiches; auch kein fremdes Kriegsvolk einführen; das Reich nicht mindern, sondern mehrern und Verlorenes zurückbringen.

Nicht nach Erbrecht und durch Geburt von Gott gesetzt, sondern durch Wahl erkoren und gebunden an den Vertrag der Wahlkapitulation trat der König seine Reichsregierung an. Kurfürstenkolleg und Bündniswesen hatten längst auch den Reichstag zu einem Verhandlungshof gemacht, dessen Mehrheit sich der König fügen mußte trotz allen Scheines Seiner Majestät.

Am 23. ganz früh begann das Krönungsfest in dem ehrwürdigen Münster Karls des Großen. Nach den Ordines vergangener Jahrhunderte erfolgten Gelöbniß, Salbung, Einkleidung, Krönung und Inthronisation. Der Gewählte gelobte durch ein oft wiederholtes Volo — „ich will es“ — die Erhaltung des überkommenen Glaubens, den Schuß der Kirche, eine gerechte Regierung, Wahrung der Rechte des Kaisertums, Schuß der Witwen und Waisen, Ergebenheit gegen den Heiligen Vater, den Papst. Der Erzbischof von Köln stellte die herkömmliche Frage an die Gemeinde als Symbol des deutschen Volkes, „ob sie diesem Fürsten und Herrn gehorsam sein wollten nach dem Worte des Apostels“ — und das Volk rief laut und jubelnd sein Fiat, Fiat, Fiat.

Auf die Krönung durch die Hand der Erzbischöfe folgte das Besteigen des Thrones Karls des Großen, Ritterschlag und großes Te Deum laudamus; am Mittag das Krönungsmahl, abends Festbankett auf dem Rathhause, alle diese Feste auch unter Mitwirkung der Erzherzogin Margarete, deren Herz höher schlagen mochte angesichts dieser Befestigung der Macht ihres Hauses. Drei Tage nachher erfolgte die Bekanntgabe der Einwilligung päpstlicher Heiligkeit zur Annahme des Titels eines „erwählten römischen Kaisers“ durch Karl.

Deutschland und die Lutherfrage. Reichstag in Worms

Konnte es etwas Größeres und all diesem Würdigeres geben, als daß der junge Kaiser alsbald vor eine Kirchenfrage höchster Ordnung gestellt wurde, die zugleich das Schicksal der Nation in sich begriff? Es war ein Reichstag ausgeschrieben noch für den Winter nach Worms. Neben Verfassungsfragen und der Bewilligung von Mitteln für den Erwerb der Kaiserkrone in Rom mußte dort oder vorher von Reichs wegen auch zu der Frage des Augustinerpaters Martin Luther Stellung genommen werden. Für den Theologen mel-

defen sich längst sowohl die nationale Bewegung, die bis dahin diesen Habsburger so sichtbarlich getragen hatte, wie ein unverkennbares Interesse der Fürsten und Städte, von denen man Bewilligungen erwartete, während auf der anderen Seite Klage und Forderung gegen den erklärten Ketzer von derselben römischen Kurie ausgingen, die der Wahl des jungen Herrn ebenso deutlich entgegen gewirkt hatte und ihm noch immer zum mindesten sehr zurückhaltend gegenüberstand. Hinter diesen offenen Gegensätzlichkeiten dehten sich weltgeschichtliche Tiefengründe von Jahrhunderten.

Es wäre verwegen, hier ein Bild entwerfen zu wollen von dem damaligen Zustande des deutschen Volkes, das sich in jener zum Fieber gesteigerten Erregung befand, die ein gewaltiges, noch unbestimmtes, erst halb begriffenes Wollen umschloß. Die begierige Aneignung der neuen Bildung des Jahrhunderts, das Bewußtwerden der eigenen alten ruhmreichen Nation aus den geschichtlichen Hilfsmitteln, die diese Bildung bot; die Entdeckung des ersten Befreiers der Deutschen von den Römern und vieler späteren Kämpfe deutscher Kaiser mit den Päpsten; die Ausbreitung dieses neuen, historisch durchbluteten Lebensgefühls durch einen bis dahin unerhörten Anteil des ganzen Volkes an Bild- und Schriftwerken, die förmlich durch die Lande flogen; eine unerschöpfliche Gestaltungsgabe in der bildlichen Darstellung auch des Seelischen, und in der nun durchdringenden hochdeutschen Sprache eine packende Eindringlichkeit und bildhafte Volkstümlichkeit des Ausdrucks; vollends die leidenschaftliche Ergreifung der religiösen Welt in bald zartem, bald heftigem, immer hingebendem Mitempfinden, in Gesichten und Fragen, die den Himmel aufzureißen schienen — das alles war der Ausdruck eines ganz starken und naturhaften inneren Lebensverlangens, das nur noch der Führung bedurfte.

Die Führung konnte eine politische sein, und der Kaiserglaube hatte in den letzten Jahrzehnten der Reichsreform oft genug die Gestalten der größeren Vergangenheit heraufbeschworen. Denn zur Führung, zumal über vielfältig sich widerstrebenden politischen und materiellen Interessen, bedarf es zu allen Zeiten nicht nur des starken Glaubens an die Möglichkeit eines Wandels, sondern erst recht einer ganz persönlichen Verkörperung des allgemeinen Verlangens. Maximilian war dieser Führer bei aller Genialität seiner Anlagen nicht gewesen. Noch weniger konnte es sein Enkel sein, mochte immer Martin Luther eben in diesem Herbst 1520 in seiner kühn die Nation bestürmenden Schrift „An den Christlichen Adel“ als seine Hoffnung verkünden: „Gott hat uns ein junges, edles Blut zum Haupt gegeben und damit viel Herzen zu großer guter Hoffnung erweckt.“

Erstatterndes Verhängnis unserer Geschichte! In diesem Augenblicke, da die Nation eines Königs bedurfte, der ihr grenzenloses Können und Sehnen in sich zusammenfaßte, fand sie einen jungen Herrn, den nichts, aber auch gar nichts mit dem inneren Wesen der Nation verband, der sich vielmehr anschickte, gegen die Nationen, zu deren Führung er berufen war, nach Erbe und Pflicht der Idee eines rein dynastisch gearteten Weltreiches nachzutrachten, das, wenn überhaupt, nur in demselben Rom seinen Pol finden konnte, dem Martin Luther soeben Glauben und Gefolgschaft aufgesagt hatte.

So ergab sich denn für den jungen Herrscher, wie für sein Volk gleichmäßig, schicksalhaft die tragische Verwicklung gerade durch den historischen Aufbruch der Nation, die nun daran war, in dem leidenschaftlichen Kämpfer für das Heil der Seelen seiner lieben Deutschen wenigstens ihren geistigen Führer zu finden. Sie verstanden ihn halb in der gegenwärtigen Zeitlichkeit ihrer Nöte von denen auch er jetzt hinreißend sprach, halb in der Unendlichkeit des Ewigen, um das sie noch mehr bangten. Sie begriffen auch aufhorchend die höchste Rechtfertigung aller ihrer Klagen oder Gravamina und in dieser wieder die Weisung zum Allumfassenden, in dem das Kleine versank. Sie schickten sich an, brüchige Formen einer religiös-sittlichen Konvention zu zerschlagen, versiegelte Briefe zu erbrechen, um das vergessene Testament der Gotteskindschaft an sich zu reißen. Das bedeutete ebenso sehr eine neue Theologie, wie bewußt oder unbewußt die Entdeckung des göttlichen Sinnes dieses Lebens aus dem elementaren Drang innerlicher Berufung zur Idee des Daseins, der Arbeit, der Familie und des Staates; später sogar einen Verzicht auf die so dringende politische Selbstdarstellung, auf Einheit und Macht — um der Wahrheit willen, die man im Worte doppelt suchte.

Aber eben deshalb war es doch auch Theologie. Denn es gibt nichts wahrhaft Heiliges ohne Tradition. Und auch die Theologie ist in erster Linie ausdeutende Bewahrung. So bewegte man sich in ihrem Gewande. Man sprach von Wahrheit und Recht. Von Wahrheit im Sinne der Gelehrten als etwas Beweisbarem; vom Recht im Sinne der Kirche und des Reiches als den Formen der öffentlichen Ordnung. Gegen den in Rom, zuletzt in der Bulle Exsurge Domine vom 15. Juni 1520, mit 41 seiner Sätze verdammteten Keßer wandte sich fordernd der päpstliche Nuntius. Als solcher erschien am Hofe Karls V, neben Caracciolo, in besonderem Auftrage Hieronymus Aleander, ein kluger, rühriger, auch gebildeter Theologe. In der vorletzten Septemberwoche wurde er zu Antwerpen erstmals empfangen und wohl aufgenommen. Er erhielt, offenbar wider Erwarten, von dem jungen Herrn das Bild vollendeter Kirchlichkeit

und bemerkenswerter Einsicht. Auch in der Umgebung des Fürsten fand er Hilfe; er rühmte den Humanisten Marliano, Bischof von Tuy, der selbst gegen Luther geschrieben hatte. In Löwen erfolgte die erste förmliche Verbrennung von lutherischen Schriften. Karl bestellte auch seinen Erzkapellan Alonso Manrique de Lara ausdrücklich zu einer Prüfung der niederländischen Kirche in bezug auf die lutherische Häresie, und ließ sich von ihm bald sehr ernste Worte sagen.

Ganz anders aber wurden die Eindrücke, als Aleander über Aachen im Gefolge des gekrönten Kaisers nach Köln und tiefer in die Rheinlande kam. Nun bringen die berühmten Depeschen des Nuntius jene wechselnden Stimmungen der Sorge, des Ärgers, der Angst zum Ausdruck, die im Grunde weniger die oft berufene Furchtsamkeit des Kurialen, als die stürmisch aufwogende Erregung des Volkes, der Ritter und Bürger und Fürsten für Luther erkennen lassen. Der Bischof von Lüttich gab ihm das vom Kaiser vertraulich erhaltene herausfordernde Sendschreiben Huttens, das ihn entsetzte. Die weitere Fahrt wurde vollends für ihn ein Weg der Bitternis und der Gefahren.

In Köln traf man die Kurfürsten. Pfalz und Sachsen galten zeitig für schwierig. Zu Friedrich dem Weisen gewannen die Nuntien erst Zutritt während einer Messe im Franziskanerkloster. Aleander fand ihn gut und fromm, aber seine Umgebung lutherischer als Luther. Er begrüßte den alten Herrn ehrerbietig und mit zeitgemäßen Schmeicheleien, weil er sein Ansehen im Reiche kannte. Er forderte von ihm Verbrennung der Schriften Luthers, seine Gefangennahme und Auslieferung nach Rom. Der Kurfürst ließ erst nach einigen Stunden eine wohlgelesene, gänzlich ausweichende Antwort erteilen. In seinem Lande seien allerlei ungeschickte Angriffe erfolgt, die man nicht verdient habe. Mit Luther sei er keineswegs verbunden; aber dieser habe sich zu allem Billigen erboten, und so werde auch er sich unverweislich halten, falls Luther vor gerechten und gelehrten Richtern überführt würde.

Das entsprach einem Gutachten, das Tags vorher Desiderius Erasmus von Rotterdam dem Kurfürsten mündlich gegeben hatte: Luther scheine allen billig Denkenden Billiges zu verlangen, wenn er sich zu einer öffentlichen Disputation vor unvoreingenommenen Richtern zur Verfügung stelle. Eben diese öffentliche Verhandlung wurde die Parole des Tages, entsprechend der Wahlkapitulation, keinen Deutschen ungehört zu richten.

Die Forderung des Kurfürsten gelangte durch Chievres und Nassau an den Kaiser, und dieser, den man nun wirklich ganz persönlich beteiligt findet, stellte in Abwesenheit Aleanders dem Kurfürsten anheim, „Du wollest den obbestimm-

ten Luther mit Dir auf nächstkünftigen Reichstag gen Worms bringen“. Aber Karl widerrief dieses Entgegenkommen, als ihm vorgestellt wurde, die in der päpstlichen Bulle gesteckte Frist von 60 Tagen sei, auch seit ihrer Bekanntgabe in Wittenberg, inzwischen verstrichen. Meanders Briefe spiegeln die wechselnden Stimmungen des Hofes unter den Einwirkungen ständischer Forderungen, politischer Nachrichten aus dem Auslande, wohl auch gut formulierter Argumentationen Meanders. So wurde in einer Sitzung der vereinigten Räte des Kaisers, nicht nur der deutschen Räte, ein Mandat nach Meanders Entwurf beschlossen und vom Kaiser gebilligt, aber nicht ausgefertigt — wie der Nuntius meinte, mit Rücksicht auf Friedrich den Weisen. Chievres schien zeitweilig verständnisvoller gegenüber dem Nuntius, Gattinara mehr der Meinung des von ihm verehrten Erasmus.

Inzwischen war am 27. Januar die Eröffnung des Reichstages zu Worms mit einer Proposition erfolgt, der Karl einige Worte in deutscher Sprache hinzufügte. Man kam sichtlich mit gutem Willen; dem Herzog von Alba wurde als Spanier sogar die Teilnahme verwehrt. Die Stände wollten dem Kaiser sogleich erwidern, berieten auch einen Wortlaut, ließen ihn aber wieder liegen und gaben schließlich nur Teilantworten. Gegenstände ihrer Beratungen waren die Bewilligung von Mitteln zur Romfahrt, die Bestellung eines Reichsregiments und dessen, wie des Reichskammergerichts Besoldung; weiter Sachen der Polizei, das heißt wirtschaftlicher Fragen, Landfrieden, Exekution und Halsgerichtsordnung. Nebenher liefen Verhandlungen mit Schweizern und Franzosen. Alles dies kreuzte und verflocht sich mit bewegten Auseinandersetzungen über die Gravamina deutscher Nation und die Luthersache. Im ganzen kam man in rund vier Monaten sehr viel weiter, als in den jahrelangen Verhandlungen mit den spanischen Cortes, obwohl die hohen Herren auch hier viele Tage mit „Rennen und Stechen“ im Turnier verbrachten. In der Frage des Reichsregiments siegte die kaiserliche Auffassung insofern vollkommen, als kein ständiges Regiment mit eigenem Präsidenten, wie öfter schon unter Maximilian gefordert war, sondern nur ein Regiment für die Zeit von Karls Abwesenheit und zwar unter einem kaiserlichen Statthalter, dem Erzherzog Ferdinand oder Pfalzgraf Friedrich als Vertreter, vom Herbst 1521 ab in Aussicht genommen wurde. Karls Auffassung von seiner monarchischen Gewalt im Reiche wurde unverhüllt formuliert und von den Ständen hingenommen; er hatte ihnen vorstellen lassen, daß „unser Ehr und Würde Euer aller Ehr und Würde ist, und so stehet unser Gemüt und Wille nicht dahin, daß man viel Herren, sondern einen allein habe, wie des heiligen Reiches Herkommen ist“.

Aber auf der anderen Seite kamen Karl und seine Regierung den Ständen in der Luthersache Schritt für Schritt entgegen.

Im Grunde genommen gehörte sie gar nicht zu den Reichstagsangelegenheiten, und Meander bestritt Kaiser und Reich ausdrücklich ihre Zuständigkeit. Er wünschte nur kaiserliche Mandate; der Hof seinerseits die Mitwirkung der Stände dabei; diese widerstrebten einer Verurteilung Luthers, ohne daß man ihn gehört hätte. So kam es zu höchst merkwürdigen Zwischenverhandlungen, an denen besonders der kaiserliche Beichtvater Glapion beteiligt war. Nicht daß der Kaiser in seiner Grundauffassung geschwankt hätte; ihn beherrschten die ihm anerzogenen Begriffe von Kirche und Ketz. Aber er ließ seinen Räten freie Hand zu den verschiedensten Versuchen, entweder die Stände oder wenigstens Friedrich den Weisen zu gewinnen und zugleich den Nuntius zu befriedigen. Dieser scheute aus grundsätzlichen, wie aus praktischen Erwägungen Luthers Auftreten vor dem Reichstage. Und gerade dieses begehrten die Stände. Glapion stellte dem kursächsischen Kanzler Brück beredt und verführerisch vor, daß er selbst lange an Luthers reinste Reformabsichten geglaubt habe, „denn ich wollt selbst nichts liebers, dann die Reformierung der Kirchen, dazu wir ihund ein löblich Haupt haben“ — wie Brück ihn wiedergab. Aber Luthers Schrift „Über die babylonische Gefangenschaft“ habe ihn irre gemacht. Wenigstens diese solle Luther widerrufen; dann lasse sich über das andere reden. Aus der Bibel könne man vieles herauslesen, beweisen und widerlegen. Brück nahm es zur Kenntnis.

Der Großkanzler Gattinara, Glapion und Meander versuchten es auf eine neue Art; auch Nassau wurde wieder hineingezogen. Später sollten diese Verhandlungen an einem dritten Ort, etwa auf der Ebernburg, im Schutze Sickingens, auf den man militärisch den größten Wert legte, weitergeführt werden. Glapion ging so weit, zu behaupten, er habe dem Kaiser immer gesagt, Gott werde ihn züchtigen, wenn er nicht zur Reformation der Kirche schreite. Brück dagegen berief sich ebenso hartnäckig auf die Zusage, die der Kaiser seinem Kurfürsten gegeben habe, er werde Luther nicht ungehört verurteilen. Man werde nie Richter finden, entgegnete Glapion, die beiden Teilen genehm seien.

Auf Veranlassung des Kaisers hielt Meander am 13. Februar eine sehr eindrucksvolle Rede vor den Ständen; der Kaiser war jetzt auf Vortrag seiner Räte schon zu einem Edikt entschlossen. Indessen mit dieser Rede war die Sache grundsätzlich doch vor die Stände gebracht. In dem Augenblicke, wo Meander geschickt und gelehrt gegen die Zuständigkeit eben dieser Stände kämpfte, stand er schon mitten in der neuen Ordnung der Dinge. Es gab in

diesen Tagen erregte Debatten; die Kurfürsten sollen fast handgemein geworden sein. Am 19. Februar beharrten die Stände darauf, daß Luther unter sicherem Geleit vorgeladen werde, „der deutschen Nation, unserem christlichen Glauben und allen Ständen und Gliedern zu Not, Nuß und Gutem“. Das war der entscheidende Tag. Wirklich, am 6. März zitierte Karl V den Augustinermönch unter Zusicherung freien Geleites vor Kaiser und Reich. Ungeheure Wendung, epochemachend für die dogmatischen und kirchenpolitischen Auseinandersetzungen der nächsten Menschenalter!

Was zunächst erfolgte, ist allgemein bekannt. Der Kanzler Brück legte Luther schriftlich Gründe und Gegengründe für und wider sein Erscheinen in Worms dar. Luther wies alle Regungen der Furcht von der Hand, auch die in ihm selbst sehr lebendige Erinnerung an Huß. In wahrhaft kühnem Mut machte er sich auf die Fahrt, die für ihn zum Triumph werden sollte. Am Vormittag des 16. April traf Luther in Worms ein unter dem Gedränge des Volkes. Man erwartete sich etwas Außerordentliches von den nächsten Tagen. Allein das erste Erscheinen vor Kaiser und Reich enttäuschte. Er bat „mit sehr niedergelassener“ Stimme um Bedenkzeit. Das gefürchtete Spiel schien für Alexander gewonnen. Dann kam der 18. April mit Luthers wohlaufgebauter inhaltsreicher und ganz eindeutiger Rede; auf ihr beharrte er auch, als nun mit ihm noch einmal wohlmeinende Verhandlungen angeknüpft wurden von der Art der früheren mit Brück, unerschütterlich. Er hatte die Stände gewarnt, „daß hoffnungsvolle Regiment des jungen Kaisers nicht zu belasten mit der Verfolgung des Wortes“, und seine entscheidende Antwort hatte schon am 18. gelautet: „So lange ich nicht durch die Heilige Schrift oder klare Vernunft widerlegt werde, kann und will ich nichts widerrufen, da gegen das Gewissen zu handeln beschwerlich und gefährlich ist. Gott helfe mir, Amen.“

Das mutige Auftreten Luthers trägt seine überwältigende Größe in sich. Aber der weltgeschichtliche Augenblick wurde erst recht herausgestellt dadurch, daß auch der junge Kaiser seine Stunde wahrnahm. Er konnte aus seiner burgundisch kirchlich-ritterlichen Welt dem was sich vor ihm abspielte bis dahin nur von außen folgen; zudem wurde er eben jetzt von entgegengesetzten Kräften und Ratschlägen umdrängt. Nun trat er mit dem ersten Schriftstück, das, wie wir zuverlässig wissen, ganz eigenhändig und im wesentlichen sein eigenes Bekenntnis war, vor die Welt. Er ließ das französische Original verlesen und es dann übersetzen. Was er an diesem 19. April sagte, wurde die gewichtigste Äußerung seiner Jugend. „Ihr wißt, daß ich abstamme von den allerchristlichsten Kaisern der edlen deutschen Nation, von den katholischen

Königen von Spanien, den Erzherzögen von Oesterreich, den Herzögen von Burgund, die alle bis zum Tode getreue Söhne der römischen Kirche gewesen sind, Verteidiger des katholischen Glaubens, der geheiligten Bräuche, Dekrete und Gewohnheiten des Gottesdienstes, die das alles mir nach ihrem Tode als Vermächtnis hinterlassen haben und nach deren Beispiel ich bislang auch gelebt habe. So bin ich entschlossen, festzuhalten an allem, was seit dem Konstanzer Konzil geschehen ist. Denn es ist sicher, daß ein einzelner Bruder irrt, wenn er gegen die Meinung der ganzen Christenheit steht, da sonst die Christenheit tausend Jahre oder mehr geirrt haben müßte. Deshalb bin ich entschlossen, meine Königreiche und Herrschaften, Freunde, Leib und Blut, Leben und Seele einzusetzen. Denn das wäre eine Schande für uns und für Euch, Ihr Glieder der edlen deutschen Nation, wenn in unserer Zeit — und nun bedient er sich fast der Worte, mit denen sein oberster Hofkaplan ihm ins Gewissen geredet hatte — durch unsere Nachlässigkeit auch nur ein Schein der Häresie und Veinträchtigung der christlichen Religion in die Herzen der Menschen einzöge. Nachdem wir gestern die Rede Luthers hier gehört haben, sage ich Euch, daß ich bedaure, so lange gezögert zu haben, gegen ihn vorzugehen. Ich werde ihn nie wieder hören; er habe sein Geleit; aber ich werde ihn fortan als notorischen Ketzer betrachten und hoffe, daß Ihr als gute Christen gleichfalls das Eure tut.“

Die Erklärung wurde in alle Sprachen übersetzt und alsbald gedruckt. In Rom legte sie der Papst im Konsistorium der Kardinäle vor, und auch der kaiserliche Botschafter Don Juan Manuel zeigte sich tief befriedigt.

Damit waren die weltgeschichtlichen Positionen bezogen; der eben Einundzwanzigjährige atmete den Stolz auf die erlauchten Ahnen und die Gebundenheit aus dynastischer Verpflichtung. Ihm gegenüber stand die Macht des Gewissens, die auch ihrerseits nach dem Ererbten griff. Zwischen der ahnenstolz kirchlichen und scheinbar allmächtigen Fürstlichkeit, der es durchaus Ernst war, und der viel tieferen einsamen Not des gottesmächtigen Theologen gab es keine Verständigung.

Am 8. Mai billigte das Kabinett das Edikt gegen Luther, das dieses Datum behielt. Aber noch am 12. Mai verweigerte der Kaiser dem Nuntius die Unterschrift; erst nach Schluß des Reichstages am 25. Mai wurde es von den sehr zusammengeschmolzenen Ständen durch den Mund des Kurfürsten von Brandenburg endgültig angenommen, am 26. unterzeichnet und dann durch den Druck verbreitet.

Der Chor der antiken Tragödie pflegte seherisch die Zukunft vorwegzunehmen. Er würde in dieser Stunde der deutschen Geschichte sein Antlitz verhüllt

haben vor dem Grauen und dem Blut, das die nächsten anderthalb Jahrhunderte über die deutsche Erde bringen sollten. Die Zeitgenossen ahnten das nicht; erstaunlicherweise blieb es anfangs auch ruhig im Lande, bis sich eines Tages die aufgestaute Flut zerstörend Bahn brach, erst in einem Vorpiel, dann in wachsenden, immer furchtbareren Stößen.

Der Kaiser und der Reformator hatten die deutsche Öffentlichkeit verlassen. Karl stürzte sich in seine ersten Kriege. Martin Luther, von seinem Landesherren in Sicherheit gebracht, sammelte seine Kraft für die kommenden unendlich schweren Zeiten.

Vor dem halb erschlossenen Auge des jungen Kaisers lagen alle seine Reiche mit ihren Sorgen und Nöten. Zögernd griff er fortan selbst in ihre Verhältnisse ein, denn seinen vornehmsten Ratgeber, Wilhelm von Croy, Herrn von Chievres, hatte er am 28. Mai in Worms an der allgemeinen Seuche verloren, die auch Marliano, den Bischof von Luy, Diego Manuel und andere dahinraffte. Chievres hatte an dem politischen Wesen seines Herrn entscheidend mitgeformt; sie verstanden sich in einer Sprache. Nun begann das Ringen des jungen Fürsten mit einem Fremden, einem sehr geistigen, durchaus universalen Menschen, mit Gattinara.

4. Erbidée und Weltreich

Wir nennen die Herrschaft Karls V ein Weltreich wegen ihrer übernationalen, christlich universalen Art, auch wegen ihrer räumlichen Ausdehnung über die Alte und die Neue Welt.

Aber sie war von Haus aus nicht imperialistisch im Sinne der Eroberung. Vielmehr baute sie sich auf der denkbar friedlichsten Grundlage auf, dem Familienrecht. Das war das Erbe Maximilians, das Vermächtnis des Hauses Österreich. Darum wurden in diesem Hause Familienverbindungen und Eheschließungen noch immer so unendlich umständlich behandelt; darum konnten sich die Verwicklungen der Regierung auch im Leben Karls bisher vorzüglich in Eheverträgen und ihren Lösungen darstellen. Wie oft war nicht Karl selbst von seiner Geburt an verlobt; wie besorgt war schon Maximilian gewesen, mit den Händen von Karls Schwestern die im nächsten Bereich liegenden nordischen und jagiellonischen Kronen zu gewinnen; wie verletzend ängstlich hatte Karl über der Hand seiner ältesten Schwester Eleonore gewacht! Sie war inzwischen Königin von Portugal geworden, von wo aus man die andere Hälfte der Neuen Welt beherrschte. Die jüngste Schwester Katharina, die wir in Tordeillas bei der Mutter gefunden haben, war in den Wahlverhandlungen Karls erst dem Kurprinzen von Brandenburg in aller Form versprochen; dann dem Erbprinzen von Kursachsen, dem Neffen Friedrichs des Weisen. Der alte Herr mußte sich über all den hinhaltenden Worten schließlich darein finden, daß man auch dies Juwel für eine Krone, nicht für einen Kurhut aufsparte.

Wirklich hat das Haus Spanien-Habsburg im Laufe der nächsten Jahre alle Kronen Europas in Besitz genommen: Karls Tante Katharina war Königin von England, seine Schwestern waren oder wurden Königinnen von Dänemark, Norwegen und Schweden, von Böhmen und Ungarn, von Portugal und von Frankreich. Überall war die leitende Idee offenbar, nicht nur Allianzen oder Friedensschlüsse zu befestigen, sondern gegebenenfalls auch Erbausichten in irgendeiner nahen oder fernen Zukunft zu erwerben. So ist doch der sinnfälligste Ausdruck dieser dynastischen Weltbeherrschung die Folge

wundervoller Glasgemälde, auf denen einige Jahre später Karl sich und seine Familie in der Kapelle vom Allerheiligsten Sakrament in St. Gudule zu Brüssel darstellen ließ; Fenster auf Fenster, wie zwischen Himmel und Erde gestellt, in leuchtenden Farben und rauschender Pracht je ein Königspaar nach dem anderen, kniend vor dem höchsten Mysterium der mittelalterlich christlichen Welt. Wer anders konnte Derartiges anordnen oder zulassen, als der Kaiser? Wer anders als er sah darin bei jedem Besuch seine eigene höchste Berufung?

Erbteilung mit Ferdinand Marie in Ungarn. Isabella in Dänemark

Dieser alles beherrschenden Familienidee entsprechen auch die gewiß von inneren Hemmungen nicht freien, ängstlich vorsichtigen, aber doch gewissenhaften und schließlich auch großartigen Erbaueinandersetzungen Karls mit seiner Tante Margarete und mit seinem einzigen Bruder Ferdinand, die mit allen damit zusammenhängenden Erkundigungen, Schreibereien und Beratungen viele Monate der Jahre 1520 und 1521 in Anspruch genommen haben. Wir erinnern uns der gegen die Wünsche der Cortes erfolgten Entfernung Ferdinands aus Spanien, auch der heftigen Ablehnung von Ferdinands Kandidatur für das Kaisertum; ja, selbst schon seines Erscheinens in Deutschland vor Karls Wahl. Karl war dabei in seinem Sinne gut beraten gewesen und hatte augenscheinlich in diesen Familienfragen zeitig sich erneut persönlich eingefügt.

Der Ratgeber war Gattinara. Wir kennen seine erste große Denkschrift nach der Kaiserwahl. Sie begann mit der Furcht Gottes, forderte gleich danach Ehrerbietung gegen die Königin-Mutter, Erfüllung der Testamente aller Vorfahren und hochherzige Haltung gegenüber dem fürstlichen Bruder. Ich finde nach alledem in dem Verhalten Karls gegen Ferdinand weder politische Unflugheit noch Hinterhältigkeiten, sondern nur die Spannungen zwischen idealen Forderungen und dem für einen Fürsten nun einmal sehr berechtigten Eigennuß oder Machtbegehren. Auch die umfassenden Erhebungen über die leßtwilligen Verfügungen des Vaters und der Großväter, über den Umfang und die Belastung der Erblande, sowie über das Erbrecht in den einzelnen Gebieten stellen sich nicht als ein unaufrichtiges Hinhalten, sondern als das Mindestmaß dessen dar, was ein verantwortlicher Fürst, der vor ganz neuen

und ungeheuren Aufgaben stand, ins Auge fassen mußte. Denn die Abfindung Ferdinands im ersten Jahre nach Karls Königskrönung ist schließlich rasch und weitherzig durchgeführt worden, obwohl hinter ihr keinerlei Druck stand; die unhöflichen Forderungen der wieder einmal auffässigen Wiener, die ihr bald zum Bürgermeister erhobener Führer Siebenbürger vertrat, bedeuteten weder eine Empfehlung, noch eine ernstliche Macht.

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal den Inhalt der ersten Monate des Jahres 1521, die immer bedrohlicher steigende Spannung mit Frankreich, die sich in der Verabschiedung des französischen Gesandten in Worms am 22. Mai unmißverständlich löste; die schwierigen Verhandlungen mit der römischen Kurie; die Wirkungen der lange genug doch überaus niederdrückenden Nachrichten aus dem aufständischen Spanien; das noch keineswegs endgültig geklärte Verhältnis zu England; die Besprechungen mit den deutschen Kurfürsten und Ständen, und nicht zuletzt die Lutherfrage in ihrer Verquickung mit den ständischen Forderungen — so verstehen wir, daß Karl die Angelegenheiten des Infanten wenigstens bis zum April zurückstellen mußte. Am 2. April ist Ferdinand feierlich in Worms eingeritten.

Ihn erwarteten die ungarische Gesandtschaft Ludwigs II, der Propst Hieronymus Balbi und Stephan Verböczy als ungeduldige Mahner. Denn die Vollziehung der Doppellehe der habsburgischen und der ungarischen Geschwister miteinander mußte nun endlich festgelegt werden. Es hatte zwischendurch eine kleine Störung gegeben, insofern Maximilian früher durch die Adoption Ludwigs und durch das Winken mit der Kaiserkrone den ungarischen Ehrgeiz übermäßig erregt hatte, und Ludwig deshalb die Hand seiner Schwester Anna lieber dem Kaiser als dem noch länderlosen Infanten gegeben hätte; aber man fügte sich in Dfen längst in das Unvermeidliche; die durch die Riesenschatten der Gerüchte besonders düster heraufziehende Türkengefahr mahnte zur Bescheidenheit. Am 11. Dezember hatte Anna von Ungarn, die mit Marie von Österreich zusammen in dem sicheren und schönen Samsbruck Hof hielt, die Ringe getauscht mit Ferdinands Bevollmächtigtem.

Dabei aber erschien nun im höchsten Grade erwünscht, daß der Infant irgendwie auch als Landesherr zu eigenem Recht befestigt wäre, wenn er die ungarisch-böhmische Königstochter heimführe. Das konnte nur in Deutschland sein. Denn in Spanien hatte selbst die ausgesprochene Vorliebe seines Großvaters Ferdinand von Aragon für ihn nicht mehr, als höchstens die Regentschaft während Karls Abwesenheit in Anspruch genommen. Aus den Niederlanden, wo Ferdinand inzwischen in guter humanistischer Schule, nicht ohne

unmittelbaren Einfluß des Erasmus seine letzte Erziehung erhalten hatte, laufete auch die Auskunft, etwa von Brabant, daß Erbteilungen dort nicht Rechtens seien. So blieben nur die österreichischen Länder, die man sich anschickte, wie so oft vorher, zu teilen. Sie waren durch Württemberg außerordentlich verstärkt, aber ebenso bedeutend weiter belastet worden. Außerdem lagen auf dem Gesamthause noch ältere Schulden Maximilians; die Ablösung eines Teils hatte man mit den Wahlgeldern irgendwie verquittet; andere waren völlig ungedeckt, wie die Ansprüche Herzog Georgs von Sachsen aus dem Verkauf von Friesland durch seinen Vater. Diese Schuld übernahm Karl. Das Haus Fugger, das vor allem die Königswahl finanziert hatte, war unter anderem auf Tirol angewiesen worden; den Erwerb Württembergs behauptete Karl aus aragonischen Mitteln bestritten zu haben, was nur halb richtig war; jedenfalls lagen Lasten und Aufwendungen der einzelnen Länder sonderbar durcheinander.

Manches blieb offen, manche Schuld wurde prolongiert. Über „ehrliche“ Teilung wurde lange verhandelt. Aber soviel wurde doch noch in Worms abgemacht, daß die ungarische Ehe Ferdinands zu Pfingsten und zwar in Linz an der Donau vollzogen werden sollte, und daß Karl an seinen Bruder schon jetzt die fünf österreichischen Herzogtümer, Ober- und Niederösterreich, Steiermark, Kärnten und Krain mit allen landesherrlichen Rechten abtrat (28. April). Krain sollte nur beschnitten werden um die für die Herrschaft an der Adria, also auch wegen Neapel und gegebenenfalls gegen Venedig, so wichtigen Gebiete vom Pustertal bis Istrien und Triest.

Noch im Mai fanden Einritt und Hochzeit in Linz statt. Im Gefolge Ferdinands sah man außer stattlichen Botschaften die Herzöge Otto von Lüneburg, Ludwig von Bayern und drei Markgrafen von Brandenburg. Den üppigen Hochzeitsfesten folgten die Huldigungen der österreichischen Länder zu Ybbs an der Donau im Juni und zu Graz in der Steiermark im Juli.

Daß es alsbald nicht an Schwierigkeiten im Lande fehlte, begreift sich angesichts der Ungebärdigkeit dieser selbstbewußten Landstände, des Mangels einer unmittelbaren Verständigung mit dem des Deutschen kaum mächtigen achtzehnjährigen Herrn und der Anforderungen, die seine Regierung stellen mußte. Die Völker unterschätzen immer die Staatsnotwendigkeiten und überschätzen die Verwendung ihrer Pfennige in einem zur Schau getragenen Aufwand der Regierenden. Noch im Herbst ordnete Ferdinand seine Behörden, bestellte einen eigenen Hofrat und rüstete auch bescheiden zur Unterstützung seines ungarischen Schwagers gegen die Türken. Dann machte er sich noch

einmal auf den Weg zu den letzten Verhandlungen mit seinem kaiserlichen Bruder in den Niederlanden. Im Dezember 1521 weilte Ferdinand in Gent, im Januar und Februar 1522 kam es zu den entscheidenden Verträgen, die über die Wormser Abmachungen weit hinausgingen.

Diese Brüsseler Verträge, zum Teil in doppelter Überlieferung aus Karls und Ferdinands Besitz erhalten, scheiden sich in offensiblen und Geheimverträge. Auf den ersten Blick befremdend, sind sie bisher gern in dem oben angedeuteten Sinn einer Verdächtigung Karls ausgewertet; doch scheinen sie mir nach ihren tieferen Gründen vollkommen durchsichtig. Karl konnte erst nach seiner Wahl und Krönung, nach dem ersten großen Reichstage seine Stellung im Reich rechtlich als einigermaßen gefestigt ansehen. Dazu diente ihm auch, daß sein Bruder als sein Statthalter das Reichsregiment führen sollte; daß dieser Statthalter nicht ohnmächtig erscheine, lag durchaus im Interesse des Kaisers. Deshalb die Erweiterung der bisherigen Abmachungen durch Herstellung der ganzen Ländermasse der fünf Herzogtümer einschließlich der in Worms noch zurückgehaltenen Gebiete im Pustertal, Ortenburg und Gills, Istrien, am Karst, in Möttling, Mitterburg, Triest, St. Veit, Gradisca, Tolmein und dessen, was Maximilian sonst von Friaul erworben hatte. Deshalb auch die Ernennung Ferdinands zum Statthalter in allen übrigen Gebieten, also auch in den vorderösterreichischen Ländern, von Tirol über Vorarlberg bis zum Oberrhein, einschließlich Württembergs. Andererseits schien es dem Kaiser offenbar nicht ratsam, vor aller Welt schon jetzt ganz aus der Regierung der österreichischen Länder auszuschneiden, wie er es zur Beruhigung seines Bruders, der dafür von allen Ansprüchen auf die burgundisch spanischen Erblande abstand, in dem Geheimvertrag vom 7. Februar tat. In diesem Vertrage überließ Karl an Ferdinand die erbliche Landesherrschaft in allen deutsch-habsburgischen Ländern — bis auf das Elsaß, Pfirt und Hagenau, die zwar auch Ferdinand auf Lebenszeit zugestanden wurden, nach seinem Tode jedoch an Burgund fallen sollten; das war eine Wiederaufnahme der Politik Karls des Kühnen auf Kosten des Reiches, wie sie im Dreißigjährigen Kriege von Seiten der spanischen Habsburger unter Einschluß der Pfalz noch erweitert werden sollte, um die strategisch wichtige Verbindung von Mailand nach den Niederlanden zu sichern. Im übrigen gibt für die Erwägungen Karls oder seiner Berater bei Abfassung des Gesamtvertrages von 1522 die Klausel einen Fingerzeig, daß dieser Vertrag auf sechs Jahre oder bis zur Kaiserkrönung geheim bleiben sollte. Erst in der förmlichen Kaiserkrönung auf dem Boden Italiens mochten sie die allerletzte Sicherung von Karls reichsrechtlicher

Stellung erblicken. Nach der Kaiserkrönung ließ sich die Erhebung Ferdinands zum römischen Könige erreichen. Diese aber bedeutete wieder eine neue Verflechtung Ferdinands mit der universalen Machtstellung des Gesamthauses, wie sie Karl später in der sogenannten spanischen Sukzession weiter auszubauen suchte.

Außer den Ländern verbriefte Karl seinem Bruder noch die von ihrem Großvater ausgesetzte Rente aus dem Königreich Neapel in Höhe von 50 000 Dukaten, und als Gegenleistung für den Verzicht auf sonstige Rechte weitere 10 000 jährlich. Die Teilung des beweglichen Nachlasses, sowie der noch ungedeckten Schulden Maximilians war einer späteren Vereinbarung vorbehalten.

Mit dieser Erbteilung schied Karl selbst als Landesherr aus Deutschland wieder aus. Was er abgesehen von den niederländischen Lehen oder dem burgundischen Reichskreis behielt, waren die Hoheitsrechte des Reiches und die Ehre der kaiserlichen Stellung; also nicht viel mehr als einst Richard von Cornwallis oder Alfons von Castilien besaßen. Deutschland als Raum gehörte fortan der österreichischen Linie, und ihr sollten deshalb auch nach Maximilians Vermächtnis die verwandtschaftlichen Anlehnungen an die nordische Union und im Süden an Böhmen und Ungarn zugute kommen. In Wirklichkeit freilich wuchs sich die Beziehung zum Donauraume zu einer zwar bedeutenden, aber teuer erkauften Verbindung aus, während die dänische Verwandtschaft, für Deutschland ohne Nutzen, nur die Niederlande belasten sollte.

Vierzehn Tage nach der Hochzeit Annas mit dem Erzherzog Ferdinand hatte die Vermählung ihrer Innsbrucker Gespielin Marie mit Annas Bruder Ludwig von Ungarn und Böhmen stattgefunden (8. Juli 1521). Das junge Paar spürte schon in den Tagen der Vermählung die Vorzeichen seiner drohenden Zukunft. Die Nachrichten von dem Vorrücken der Türken zu Land und zur See beunruhigten den Hof, wie die gemeine Christenheit; aber die Verzögerung der Einnahme von Belgrad bestimmte Suleiman wider Erwarten zur Umkehr, und vollends zur Zeit des Falles von Rhodos (am 21. Dezember 1522) ließ der Druck auf Ungarn vorübergehend wieder nach. Immerhin kehrten König und Königin zu einem Türkenreichstag im April 1523 aus Böhmen nach Ofen zurück. Sie waren beide sehr jung und lebenslustig; der König gebildet, ritterlich, lebenswürdig, aber leichtsinnig und verschwenderisch. Die Königin erschien erfahrenen Staatsmännern klüger und energischer; ihr Porträt von 1524 in München zeigt bei feinen und gewinnenden Zügen eine gewisse männliche Herbeheit, die ihr bleiben sollte; aber was konnte die im Herbst 1505 geborene, noch lange nicht

zwanzigjährige Fürstin ausrichten? In dem Gewirr der geistlichen und weltlichen Magnaten Ungarns und Böhmens, die den Adel von Burgund und Spanien an Eigennuß und Eigenwillen noch weit übertrafen, hatte das Königspaar an dem Kanzler, dem Bischof von Erlau, Ladislaus Szalkay, und an dem Erzbischof-Primas von Gran, Georg Szafmáry, nur ungenügende Stützen. Um so wertvoller der Gesandte des Kaisers Andreas da Burgo und der ebenfalls schon unter Maximilian erprobte österreichische Staatsmann Sigismund von Herberstein, die sich freilich auch auf diesem Boden den Gegenbemühungen eines französischen Gesandten ausgesetzt sahen. Einstweilen brachte also die dynastische Politik Maximilians im Donauraum für das Haus Habsburg nur Sorgen.

Nicht besser stand es im Norden, wohin Karls zweite königliche Schwester Isabella verheiratet war. Der vierunddreißigjährige König Christian von Dänemark, Norwegen und Schweden hatte zu Lebzeiten seines Vaters als Statthalter in Norwegen schon Gelegenheit gehabt, unter schwierigen Verhältnissen sich zu behaupten, dabei aber seine jäh zugreifende Art ungünstig entwickelt. Von Norwegen hatte er außerdem eine Begleitung mit nach Kopenhagen gebracht, die so ziemlich das Schlimmste bedeutete, was einer jungen Königin zugemutet werden konnte. In Bergen waren dem Prinzen die schlaue holländische Wirtin Sigbritt Willems und ihre hübsche Tochter, „dat Düweken“, nahegetreten; er nahm sie nach Oslo und nach Kopenhagen mit. Man sagt, die junge Königin habe die halbgebildete Landsmännin zunächst als ein Stück Heimat fast tröstlich empfunden, aber das offene Verhältnis ihres Gemahls blieb für sie um so verletzender, als Derbheit und Roheit es begleiteten. Der Schloßhauptmann Torben Dye sollte sich einmal sehr unpassend mit dem „Läubchen“ vergnügt haben; er wurde dafür nach deren Tode (1517) blutig prozessiert. Ähnlich ging es einem Junker der Königin. Die Sigbritt aber blieb des Königs rechte Hand. Er hatte auch sonst kein Glück mit den Leuten seines Vertrauens. Sie trieben ihn in seinem Kampfe gegen die Adelsopposition des Sten Sture in Schweden zu kaum verhüllten Rechtsbrüchen und blutigen Vollstreckungen.

In den Niederlanden verstimmte es vollends, daß dieser übrigens ansehnliche und wenn er wollte bestrickende König sehr herrisch den Rest der Mitgift seiner Frau und dazu noch Hilfe gegen Schweden begehrte, gerade als man wegen der Kaiserwahl tief in Schulden steckte. Er scheute sich nicht, sein Glück unmittelbar danach bei Frankreich zu versuchen und erhielt von dort in der Tat auch brauchbare Soldner. Mit stattlichem Aufgebot und sechs niederländischen Kriegsschiffen zog er gegen Schweden. Im Frühjahr 1520

schien die kalmatische Union der drei Reiche wieder allgemein befestigt. Aber statt der erwarteten Amnestie ließ Christian weltliche und geistliche Prozesse spielen; zwei Bischöfe, dreizehn Ritter, darunter Gustav Wasas Vater, drei Bürgermeister und sechsundzwanzig Bürger wurden hingerichtet — ohne Sakramente, erzählte man sich schauernd.

Daß die Versuche einer lutherischen Reformation in den Händen eines so unbeherrschten Fürsten nicht gediehen, versteht sich doppelt; man nahm schon das, was von ihm kam, mit wachsendem Mißtrauen. Gleichwohl hatte er die Keckheit, seinen kaiserlichen Schwager im Sommer 1521 in den Niederlanden persönlich aufzusuchen. Als Ritter des Goldenen Vlieses festlich empfangen, ergab er sich an Karls Seite den gesellschaftlichen Freuden des reichen Landes. Damals zeichnete ihn Dürer, der selbst einmal mit zur Hoftafel geladen wurde, als König Christian seinen Schwager bewirtete. Man willfahrte dem König auch in der Belehnung mit Holstein, schlug ihm freilich den Besitz Lübecks, sowie die Hilfe gegen Schweden und die Hanse ab. Margarete und ihre Räte hatten die Gefahren eines nordischen Krieges für den niederländischen Handel mit Recht stark betont. Wiederum bezeichnend für seine derbe Art, daß Christian seine Wut über den kühlen Abschied daheim an seiner königlichen Gemahlin ausließ, so daß nun öfter bewegliche Klagen von ihr in die Niederlande gingen. Alles das hinderte ihn aber keineswegs, sich weiter auf die Hilfe von dort zu verlassen und seine Erwartungen nur noch zu steigern. Von dem Fortgang dieser Tragödie werden wir noch zu berichten haben.

Aufstieg und Zusammenbruch der Comuneros und der Germania

Karl weilte seit dem Sommer 1521 in den Niederlanden und mochte hier in einer Lebenspause, vor der Rückkehr nach Spanien, trotz aller Wetterzeichen und heraufziehenden Sorgen, der zunehmenden Befestigung seiner Machtstellung und ihrer Rückwirkung auf das Staatenkonzert zusehen.

Im Hintergrunde aller Entschliefungen der letzten Jahre standen die lange Zeit sehr aufregenden Nachrichten aus Spanien. Karl hatte das Land in einer ungehemmt ausbrechenden Revolution verlassen. Man mag die Gemütsruhe bewundern, mit der Chivores seinen jungen Herrn über die heimischen Niederlande zu den großen Möglichkeiten des deutschen Königtums und Kaisertums ziehen ließ und die spanischen Reiche ohne Machtmittel einem schwa-

chen Prälaten anvertraute. Chievres besaß offenbar keine Nerven. Indessen hatte gerade er die Reiche weit mehr gefährdet, als ihm bewußt worden sein kann. Der Hochmut und die naiv habgierige Stellenjägerei der Fremden, die betonte Hast des Hofes selbst, nach möglichst stattlichen Bewilligungen tunlichst bald aus den einzelnen Königreichen, ja aus dem ganzen Lande wieder fortzukommen, hatten unter den stolzen, schon von staatlichen und völkischen Ideen getragenen Spaniern jene Erhebung ausgelöst, die am 29. Juli zur heiligen Junta und zu deren Ansprüchen auf eine eigene Regierung des Landes führte. Daß die lange Gewöhnung an Spaltungen und Gegensätze in und zwischen den Reichen diese Erhebung erleichtern mußte, haben wir früher betont.

Die sozialen Gegensätze zwischen den Granden und den meist von kleinen Adligen geführten Städten verschärften die Kämpfe — entlasteten freilich insofern wieder die Krone, als die Parteien sich ihr gegenüber neutralisierten. Außerdem hielten sich wichtige Städte Castiliens und fast der ganze Süden von der Bewegung frei. Nicht minder Aragon, das dafür im Königreich Valencia seine eigene weniger politische als sozialrevolutionäre Revolte der Germania erlebte, von deren Anfängen auch schon die Rede war. Eine Verbindung zwischen den beiden Herden der Unruhe ist nicht zustande gekommen, wie ja weitsichtiges Handeln nicht die Stärke der Revolutionen zu sein pflegt. Auch Verbindungen mit dem Auslande sind ernstlich nicht wirksam geworden. Der König von Portugal sandte zwar der verlassenen und mittellosen Regierung einmal eine stattliche Summe Geld, aber dabei blieb es. Umgekehrt hätte die französische Regierung gern die Glut geschürt und ihr Erlöschen aufgehalten. Aber weder die Flotte, die um Mallorca kreuzte, noch der Krieg, den Frankreich aufs neue in Navarra erregte, haben irgendeine Stärkung der Revolution zuwege gebracht. In Navarra kamen die Franzosen zu spät.

Doch wollen wir nicht vorgreifen. Die Erstarkung der Königlichen in Castilien hatte innere und äußere Gründe. So wenig wie später die Masse der Bauern in Deutschland, waren die Aufständischen in der Lage, eine andere als die überkommene Autorität zu denken. Sie forderten das „alte Recht“. Sie bedienten sich des königlichen Siegels. Sie riefen nach dem Könige gegen die königliche Regierung. Sie versuchten es mit der Königin.

Gewiß war es ein kritischer Augenblick in der Geschichte der Comuneros, als ihr Führer Padilla die Feste Lordesillas im Handstreich nahm, vor der kranken Königin in alter Ehrerbietung ein Knie beugte und ihre Hilfe erwartete. Da man den ihr begreiflicherweise unbequemen und deshalb verhassten Marques von Denia entfernte, mochten die Ereignisse der armen Frau in

einem halblichten Augenblick wie eine Befreiung aus Träumen und als die Rückkehr in eine längst versunkene Wirklichkeit erscheinen. Sie nickte freundlich zu und hörte anscheinend geduldig die Reden der Männer an. Aber jeder Versuch, sie zum Handeln zu bewegen, ja auch nur eine Unterschrift von ihr zu erlangen, zerbrach an ihrem Zustand. Sie fiel bald in das hoffnungslose eigene Dunkel zurück.

Ganz so wie das Werben um Juana wurden auch die sachlichen Forderungen der Aufständischen zu einer ungewollten Stärkung des königlichen Ansehens. „Castilien ist es nicht gewohnt, ohne König zu sein“, klagte man begehrend in den *Capitulos del reyno* vom 20. Oktober 1520 dem abwesenden Könige. Indem man wirkliche Übelstände oder Mißgriffe der Regierung sozusagen mit den königlichen Augen sah und formulierte, gab man der Regierung die Mittel zu ihrer Restauration. „Kehrt der König zurück“, so sagten sie, „kann er von diesen seinen Königreichen aus die Welt beherrschen, wie seine Vorfahren.“ Und wie streng dynastisch war es nicht gedacht, daß gleich im ersten Artikel die flehentliche Bitte ausgesprochen wurde, der König möge sich doch verheiraten! „Nach dem Wunsche seiner Reiche“, fügten sie hinzu — alle wußten, daß damit nicht die französische, noch auch die englische, sondern die portugiesische Heirat gemeint war. Sie wünschten im königlichen Hofstaat nur Einheimische zu sehen, wie zu den Zeiten der „glorreichen Vorfahren“ Ferdinand und Isabella; freilich auch deren Einfachheit und nicht die prunkhaften Ausgaben der Gegenwart. Sollte der König abwesend sein müssen, baten sie um einheimische Statthalter. Sie baten weiter um Steuererkung, baten um Reformen in Verwaltung und Justiz, wie wir sie in früheren Forderungen der Cortes und in den Ratsschlagen erfahrener Räte kennengelernt haben. Man sieht deutlich: es sind alte Requisiten, einschließlich der Forderung guter königlicher Münze und der Klagen über die Mißstände in den Neuen Indien. Weder dort, noch hier im Lande wollen sie die Vergabung aus Königsgut zu privatem Nutzen, die viel begehrten und zugleich berüchtigten *Mercedes*. An Forderungen des Tages hatten sie nur wenige, wie die Wahl der Abgeordneten zu den Cortes nach Ständen und ihre festen Bezüge, dazu periodische Tagungen und Verhandlungsfreiheit. Allerdings forderten sie strenge Bestrafung des Antonio de Fonseca, des Licenciado Ronquillo und des Gutierre Quijada, die sie der Zerstörung von Medina del Campo beschuldigten — damals, als man dort zuerst handgemein geworden und die kostbaren Warenlager in Rauch aufgegangen waren. Von den Boten, die dem Kaiser die *Capitulos* überbringen sollten, gelangte nur Antonio Vasquez aus Avila bis Worms; er wurde

nach vorläufiger Gefangensetzung zwar wieder freigelassen, blieb aber ohne Erfolg. Die anderen wagten gar nicht, über die Niederlande hinauszuziehen. Karl verhielt sich, selbst den Empfehlungen Adrians gegenüber, völlig ablehnend.

Und doch, in der Ideologie jener Klagen lagen im Grunde lauter Verbeugungen vor der als groß, rein und gerecht gedachten königlichen Gewalt. Das bedeutete eine günstige Bedingung. Freilich, die Taten der neuen Machthaber waren rauher als der Ton ihrer Briefe und Artikel. Im Stil der in sich unsicheren Revolutionen erschienen ihnen nicht nur die königlichen Beamten, sondern alle möglichen Personen verdächtig, und sie verschmähten nicht ein sehr brutales Vorgehen. Auf der anderen Seite gab es starke Schwankungen, auch heftige Streitigkeiten im eigenen Lager zwischen Städten und Personen. Vorübergehend wurde Padilla durch Pedro Biron ersetzt; aber die Launen wechselten, und der Grande machte seinen Weg wieder zurück, wie Pedro Laso und andere. Padilla dagegen wurde in Valladolid empfangen, „als sei der liebe Gott vom Himmel gekommen“.

Inzwischen hatte Karl unter dem 29. September den Connétable von Castilien, Don Íñigo Velasco und den Admiral Don Fadrique Enriquez neben Adrian zu Regenten bestellt. Besonders der Connétable entwickelte bald große Energie. Die Truppen der Granden und der Regierung ordneten und verstärkten sich; der Connétable machte seinen Frieden mit Burgos im November; am 5. Dezember gewannen sie Tordeillas zurück. Allein die Junta siedelte nach Valladolid über, und die schlimmsten Zeiten schienen noch kommen zu sollen. Denn eben jetzt warf sich ein ehrgeiziger Grande geistlichen Standes, Antonio de Acuña, Bischof von Zamora, zum Führer auf, um wenigstens das Erzbistum Toledo, also den durch den Tod des jungen Croy wieder erledigten Sitz des großen Kardinals, zu gewinnen. Sonderbar ungereimter und unheimlicher Maskenzug der Geschichte, wie hier ein geistlicher Würdenträger alten Geblüts, gefolgt von Bettelmönchen und Volkshaufen das Land verwüstete, Klöster plünderte, und dann solenne Gottesdienste abhielt. Im Grunde genommen doch nur ein Ausdruck der allgemein gelösten Ordnung, was auch den hochgeborenen und hochgestiegenen Verbrecher entfesselte. Auf Klagen Adrians mischte sich die römische Kurie mit der Bestellung geistlicher Richter ein. In sonderbarer Verkennung der Persönlichkeiten, aber offenbar in gleichem Abscheu, sprach man in Rom von dem „spanischen Luther“. Die Energie der Kurie ließ freilich nach, als der Bischof durch gute Freunde, auch durch Frankreich allerlei Gegenminen legte.

Die Entscheidung fiel nicht in Toledo, sondern in der altcastalischen Heimat der Erhebung. Der Connétable zog von allen Seiten Verstärkungen an sich und wurde so den Truppen des Padilla überlegen. Am 23. April siegte er über ihn auf dem Felde von Villalar unweit Toro am Duero, wesentlich durch das Übergewicht seiner Reiter. Padilla wurde gefangen und schon am nächsten Tage gerichtet. Am 27. April zogen die Sieger in Valladolid ein. Im Herbst folgte Toledo, aus dem der Bischof geflohen war, während Padillas tapferes Weib, die Schwester der großen Mendoza, die Stadt noch leidenschaftlich verteidigt hatte, — bis auch ihre Kraft versiegte und sie als elender Flüchtling über die portugiesische Grenze entwich. Zamora wurde auf dem Weg nach Frankreich ergriffen und einstweilen auf der Burg von Simancas in Gewahrsam genommen.

Es war die höchste Zeit gewesen, denn mittlerweile hatten die französischen Truppen in Navarra doch gewaltig Raum gewonnen. Ihr Führer war André de Foix, Herr von Esparre, neben Lautrec und Lescun einer der drei Brüder der Françoise, Frau von Chateaubriand, die damals als die vornehmste Geliebte Franz' I galt. Er drang über die Pyrenäen vor, nahm am 19. Mai Pamplona, am 29. Tudela am Ebro und begann die Belagerung von Logroño. Es wird berichtet, daß diese Hiobsposten den fernen Kaiser völlig niedergeschlagen hätten. In der That bedeutete eine unmittelbare französische Herrschaft bis in den Südzipfel von Navarra hinein fast ein Aufschließen der spanischen Reiche an ihrer schmalen Naht im oberen Ebrothal. Aber bevor Karl noch Weiteres erfuhr, war ihm am 31. Mai schon der Sieg von Villalar gemeldet worden, der die Truppen und die Herzen der Castilianer gegen die Franzosen frei machte.

Auch die Aragonesen beschloffen eilige Hilfe. Esparre mußte um seine Rückzugslinie fürchten, brach die Belagerung von Logroño ab, wurde aber in seinen rückwärtigen Bewegungen noch erreicht und hart südlich von Pamplona, bei Noain, in sehr blutigen Kämpfen am 29. Juni völlig geschlagen. Ganz Navarra war aufs neue für Spanien gesichert. Daran änderte auch nichts, daß bald nachher der Admiral Bonnivet sich überraschend des Grenzortes Guenterabbia an der Mündung der Bidassoa bemächtigte und dieser gewiß nicht unbedeutende Ort lange umstritten blieb. Navarra behielt als Ganzes seinen Bestand als spanisches Königreich, mit eigenen Cortes und Vizekönigen; auf Najera folgte Graf Miranda.

Um dieselbe Zeit kam auch die Bewegung im Königreich Valencia zum Stehen. Wenn sie durch das Unterbleiben des königlichen Besuches und durch

widersprechende Bescheide der Regierung gefördert sein mochte, so lagen doch hier stärker, als bei der vorwiegend politisch bürgerlichen Bewegung Castiliens, ständische Gegensätze zugrunde, die an die Kämpfe der Zünfte mit dem Adel in den italienischen Städten des 13. Jahrhunderts erinnern. Man denke, daß in Valencia schon die Zahl der Zünfte sich dem halben Hundert näherte. Die königlichen Erlasse schienen die Germania tatsächlich zu legalisieren, und sie selbst hatte sich nach dem Vorbild der um Christus gescharten zwölf Apostel einen Rat der Dreizehn bestellt. Aber auch der Adel war organisiert, hatte vom Könige Entgegenkommen erfahren, allerdings statt seines persönlichen Besuches nur die Regierungsübernahme durch den Vizekönig Don Diego Mendoza erlebt. Mendoza gab den Zünften gute Worte, trat aber schließlich doch im Sinne des Adels für die alten Ordnungen ein, während die selbstbewußte Germania nicht gewillt war, in politischer Rechtlosigkeit zu verharren; sie begehrte Anteil am Stadtrat. Diego Mendoza und auch sein in Valencia begüterter und deshalb im Lande mehr populärer Bruder Rodrigo, Marques von Zenete, vermochten die Autorität nicht zu halten. Der Vizekönig wurde in einer dramatisch inszenierten Revolte verdrängt und zog von Valencia erst südwärts nach Jativa, dann an die Küste nach Denia und Gandia, während die Germania das ganze Land zu ergreifen schien. Jativa wurde von den Haufen des Vicente Periz genommen, der unter dem Titel eines Capitán general auch ins Innere vordrang und die auf den adligen Gütern arbeitenden Moriscos in einer Mischung von kirchlichem und demokratischem Fanatismus schwer bedrängte; seine Leute taufte oder tötete. Nun wurde aus dem ursprünglich nur auf Selbstschutz gestellten Befüge der Germania eine den ganzen Staat erfassende Forderung. „Die Begriffe des Adels und der Heiden“, lehrten sie, „gehören der Vergangenheit an; das ganze Reich soll eine Bruderschaft sein in Frieden und Gerechtigkeit unter einem König und einem Gesetz.“ Solche Töne haben auch hier die Granden vollends erbittert und zur Gegenwehr gesammelt. In schweren Kämpfen hat es nicht gefehlt; sie zogen sich bis zum Frühjahr 1522 hin. Schließlich wurde im März auch Vicente Periz gefangen und gerichtet.

Ähnliche Verhältnisse und Vorgänge wie in Valencia gab es auf den Balearen, insbesondere auf Mallorca. Ja, hier schien es am ausgesprochensten der scharfe Klassengegensatz zwischen den Bauern, Arbeitern und Handwerkern auf der einen Seite, der Bürgerschaft und dem Adel auf der anderen, der sich in blutigen Zusammenstößen und Überfällen äußerte. Don Miguel de Gurrea, Statthalter der Krone Aragon, mußte dem Gutsherrn Don Pe-

dro de Pachy weichen, der selbst aber wieder ein Opfer der erregten Massen wurde. Nur die zur See offen gebliebene, wohlbesetzte Stadt Alcudia blieb Stützpunkt des Adels und der Bürgerlichen, die ihren Gegnern in tapferen Ausfällen aus der Stadt wiederholt erheblich zusetzten. Nach Karls Heimkehr konnte der Gouverneur mit vier Galeeren und entsprechender Mannschaft von Alcudia aus die Insel zurückgewinnen.

Blickt man zurück auf die innerlich und äußerlich verzweifelte Lage des größten Teils der spanischen Königreiche zu dem Zeitpunkt von Karls Abreise und dann während des Herbstes und Winters 1520/21, auf die fast hoffnungslosen Hilferufe Adrians aus seiner ohnmächtigen Lage in Castilien, auf die noch größeren Gefahren, die sich bei besserer Führung und rechtzeitigem Zusammenwirken mit Frankreich ergeben hätten, so kann man in der Seele Karls das Hochgefühl der Erleichterung verstehen, mit dem er sich im Sommer 1522 seinen spanischen Reichen wieder zuwandte.

Bündnis Karls mit Leo X

Mittlerweile waren an den entscheidenden Stellen der europäischen Politik, an der römischen Kurie und in England, gleichermaßen günstige Wendungen für ihn erfolgt. Beide Mächte standen zwischen ihm und Frankreich; beide sah er sich nach und nach in festen Bündnissen gegen Frankreich verbunden.

Das Verhältnis des Kaisers zu Leo X war im Wahlkampf schwer belastet. Der Papst hatte so offen die Partei des ihm seit dem Siege von Marignano eng befreundeten Königs Franz genommen, daß schon darin nach allen Seiten Hemmungen lagen. War es nicht auch gefährlich für die römische Kurie, entgegen einer Jahrhunderte alten Tradition die Vereinigung der Krone Neapel mit dem Kaisertum wirklich zuzugestehen, dazu noch in den Händen eines Kaisers, der über ganz Spanien und die neue Welt, und in den Niederlanden über ein reicheres Fürstentum verfügte, als je ein Kaiser zuvor? Und was hatte sich auf der französischen Seite geändert? Lag nicht hier außer der alten Freundschaft das einzig wirklich brauchbare Gegengewicht gegen die Übermacht des Kaisers?

Die Politik Leos X in diesen Jahren ist deshalb von jeher mit besonderer Aufmerksamkeit studiert worden, ohne daß man überall in die letzten Falten

zu blicken vermöchte. Etwas klarer werden wir vielleicht sehen, wenn einmal die ganze Korrespondenz des spanischen Gesandten in Rom, Don Juan Manuel, im Wortlaut vorliegt. Dieser merkwürdige Vertreter des hohen castilischen Adels ist uns ein alter Bekannter. Unscheinbar von Statur und Aussehen, war er stets gefürchtet wegen seiner Klugheit und seiner Willenskraft. Der alte Ferdinand von Aragon hatte ihn gefaßt, und den Niederländern war er sichtlich unbequem. Sandte Chievres ihn als Botschafter nach Rom, um ihn los zu werden oder weil er die Bedeutung des Postens und des Mannes gleichmäßig hoch einschätzte? Jedenfalls bewährte sich Manuel in Rom, seitdem er dort am 11. April 1520 feierlich eingezogen war.

Der mediceische Papst hatte 1516 das Konkordat von Bologna mit Franz I zum Teil aus Furcht vor der neuen Macht abgeschlossen. Und Furcht vor der neuen spanischen Macht wird auch jetzt mitgespielt haben. Zudem hatte sein Haus gegen die Franzosen 1512 nur durch spanische Hilfe seine Restauration in Florenz erwirkt. In allerlei territorialen Fragen, wegen Parma und Piacenza, auch gegenüber den päpstlichen Ansprüchen auf Ferrara, verhielt sich der neue französische Herr von Mailand spröde. Dabei stellte er unablässig an die Kurie Anforderungen, als hätte diese nur auf Paris und sonst keinerlei Rücksicht zu nehmen. Es grenzte an Unverschämtheit, wenn Franz die Erhebung des Bischofs von Lüttich, Eberhard von der Mark, zum Kardinal hartnäckig bekämpfte, weil dieser sich zeitweise mit, zeitweise im Gegensatz zu seinem Bruder Robert von der Mark der französischen Partei wieder entzogen hatte. Und dann, wenn es dem Papst, auch als Herrn des Kirchenstaates, mit der Sorge vor den Türken ernst war, — bot nicht der König von Neapel und Spanien aus seinem eigensten Interesse den sichersten Schutz und die zuverlässigste Abwehr? Im Mai 1520 hatte Hugo de Moncada einen großen Erfolg gegen die Barbarenken davongetragen; seither freilich war die Küste Neapels schon wieder geplündert worden. Endlich aber — so wenig man es zumeist in unseren Darstellungen wahr haben will, — war es nicht für den Papst durchaus das Gegebene, angesichts der übermächtigen lutherischen Bewegung in Deutschland, von der ihm Aleander in seinen Depeschen ein nur zu schreckhaftes Bild entwarf, nach Möglichkeit mit dem doch persönlich offenbar gutwilligen Kaiser zusammenzugehen? Der volle Wortlaut einiger Berichte Manuels läßt unzweifelhaft erkennen, welche Rolle diese „Hauptsache“ in Rom wirklich spielte, — auch im politischen Tauschgeschäft. Zu dem schmeichelhaften Breve auf Karls Erklärung vom 19. April meinte der nüchterne Manuel, es werde darauf wohl auch noch in anderer Münze zu zahlen sein. Befürchtungen vor der über-

großen Macht des Kaisers mochten aufgewogen werden durch die anscheinende Fügsamkeit des jungen Herrn; das Wort von dem „braven Kind, dem Kaiser“, ist im Munde Leos X gut verbürgt. Manuel hielt es sogar für erwünscht, dem Papste etwas mehr Respekt vor der kaiserlichen Macht beizubringen.

Wenn der schlaue Castilianer die Lage richtig ausnutzte, mußte es ihm gelingen, den Papst von Frankreich weg zu seinem Herrn hinüberzuziehen. Allerdings lauteten die Nachrichten aus Spanien oft genug sehr ungünstig, und Rom mochte sich fragen, ob es geraten sei, sich mit einer zerbröckelnden Macht zu alliiieren. Auf der anderen Seite nahm der König von Frankreich eine so herausfordernde Haltung an, sprach so offen von seinen Absichten eines Zuges nach Neapel, daß die Kurie von seiten des Kaisers schon sehr weitgehender Garantien bedurfte, um offen seine Partei zu ergreifen. Am meisten beirrte den Papst, daß ihm und seinen Vertretern im Norden das Spiel Frankreich-Burgund-England seit dem Frühjahr 1520, also seit jenen überaus widerspruchsvollen Zusammenkünften, so gut wie undurchsichtig blieb. Wenn nicht alles täuscht, gefiel sich der kluge Leiter der englischen Politik, Wolsey, in dessen Zukunftsträumen der Erwerb des Papsttums eine ihn selbst belastende Rolle spielte, in dieser Geheimtuerei. Er sah sich wirklich nun auch von der Kurie umworben, wie einflußreiche Kurienkardinäle ihrerseits von den konkurrierenden Mächten. Die Idee der englischen Ehe Karls aber führte den ängstlich gewissenhaften jungen Fürsten selbst auf die abenteuerliche Zumutung an den Papst, ihm für eine „etwaige spätere Sünde“, nämlich die Lösung seines französischen Verlöbnisses, im voraus Absolution zu erteilen, da er, auch politisch überängstlich, den wahren Grund nicht anzugeben wagte. Alle diese Möglichkeiten und Bedenken wirkten auf Manuel, und es gab Zeiten, da er mit seinen Hoffnungen und Forderungen merkwürdig bescheiden wurde.

Im ganzen sehen wir den Papst beizeiten zur kaiserlichen Seite hinüberneigen. Zeitweilig war er es, der das Offensivbündnis gegen Frankreich geradezu begehrte, während der Kaiserhof, zumal zu Lebzeiten Chivères', davor noch zurückschreckte. Aber der Papst blieb unsicher; er machte einmal Anstalten, auf die französischen Angebote von St. Marceau und Graf Carpi einzugehen, mindestens demonstrativ. Auf der anderen Seite drängte England den Kaiser, den es auch jetzt unbedingt von Frankreich trennen wollte, wenigstens auf förmliche Entscheidung zugunsten der englischen Ehe — ohne allzu starke Verpflichtungen für die Zukunft zu verlangen. Denn es kam der englischen Politik in erster Linie darauf an, den Kaiser Frankreich gegenüber vollkommen bloßzustellen und unmöglich zu machen.

Man kann sich des Eindruckes nicht erwehren, daß die etwas nervös gewordene Unsicherheit des Papstes in seiner Zwangslage zwischen Karl und Franz nicht wenig dazu beigetragen hat, beiderseits den Kriegseifer, den er zur Klärung der Lage gebrauchte, zu schüren. Je günstiger im Frühjahr 1521 sich die Lage des Kaisers in Deutschland und in Spanien gestaltete, um so mehr sanken die Aussichten für Frankreich, stiegen auch in Rom die Möglichkeiten für den Kaiser. Franz hatte mit den Schweizern Goldverträge abgeschlossen; darin hatten diese das Haus Österreich und Neapel ausgenommen; er dagegen Ferrara, was dem Papst durchaus widerwärtig war. Vielleicht gab dieses Beharren Frankreichs auf der Freundschaft mit Ferrara für den Papst den Ausschlag. Jedenfalls konnte Manuel am 29. Mai dem Kaiser endgültig melden, daß ihm der Papst durch Raphael Medici das unterschriebene Bündnis zugestellt und der Sekretär Giovanni Matteo Siberti in seiner Gegenwart das Siegel daraufgedrückt habe. Es trägt in dem Wiener Original das Datum des 28. Mai und den eigenhändigen Vermerk des Papstes: „So versprechen wir es.“

Dieser Monat Mai, der sich in Worms zunächst noch so düster ansah, überschüttete an seinem Ausgang den Kaiser mit Erfolgen.

Das Bündnis zwischen Papst und Kaiser war in der Tat sehr weittragend, mochte es immer zunächst allein auf die italienische Staatenwelt zugeschnitten erscheinen. Es enthielt die Verpflichtung zur Herstellung der Herrschaft des Francesco Sforza in Mailand und des Dogen Antonio Adorno in Genua, die ihrerseits die Kriegskosten erstatten sollten. Zur Durchführung des Krieges wollten Papst und Kaiser zusammen 16000 Schweizer annehmen. Weiter sollte der Kaiser dem Papst Parma und Piacenza zurückgeben, ihm auch in bezug auf Ferrara helfen, nicht minder seinen Wünschen wegen Florenz und Siena entsprechen, das ganze Haus Medici in Schutz nehmen, den Papst auch in geistlichen Dingen. Dafür heißt der Papst den Kaiser zur Krönung in Italien willkommen, verspricht auch Hilfe gegen Venedig. Beiderseits werden die Schweizer und England einbegriffen. Wenige Tage nachher meldete Manuel die Bewilligung der Investitur mit Neapel gegen 7000 Dukaten Zins und Getreidehilfe für den Kirchenstaat im Falle der Not. Das Original der Investitur wurde am 28. Juni ausgefertigt. Wir verweilen nicht bei den 10 000 Dukaten aus Neapel für Alessandro Medici, Lorenzos Sohn, und den 10 000 Dukaten für den Kardinal Medici, aus den Renten des Erzbistums Toledo.

Es ist gewiß sehr beschämend, den Papst so ausschließlich als Haupt des Hauses Medici und Fürsten des Kirchenstaates zu finden. Doch vollzog sich in dem engen Rahmen dieser Interessen eine entscheidende Schwenkung in der

großen Politik, die letzten Endes auf eine ungeheure Stärkung der Stellung des Kaisers hinauslief. Was bedeutete nicht die moralische Unterstützung des Papstes, wenn nun wirklich diese beiden Valois, der König von Frankreich und der Herzog von Burgund, ihren Lebenskampf antraten! Was bedeutete nicht diese Allianz auch für die Beherrschung der spanischen Kirche! Auf dem Boden Italiens hatte sich in längst vergangenen Jahrhunderten der Kampf um die Vorherrschaft im Abendlande abgespielt. Auch in den Tagen Ferdinands des Katholischen, Ludwigs XII und Maximilians galt das Staatensystem, an dem der geistliche Vater der Christenheit als Landesfürst beteiligt war, mit Recht als die Schlüsselstellung für die europäische Politik.

Fragt man aber nach den treibenden Kräften innerhalb des kaiserlichen Kabinetts zur Hinwendung nach Italien, so kann man wieder nur Gattinara nennen. Schon vor Jahr und Tag hatte der englische Gesandte Lunstal sein vorwiegendes Interesse an Italien betont. Bis zu seinem Tode ist Gattinara nicht müde geworden, im Gegensatz zu dem burgundischen Adel, zum Teil auch gegen die spanischen Granden, die Befriedung Italiens und den Kampf gegen Frankreich zu vertreten. Wir haben von ihm das Konzept einer dritten großen, leider undatierten Denkschrift im Familienarchiv zu Albano bei VerCELLI, in der sich der Großkanzler Gedanken macht über die Erfordernisse an Truppen für den Krieg. Er beginnt mit den Worten, die an frühere Formulierungen anklingen: Da Gott Karl in so jungen Jahren zum ersten Fürsten der Christenheit und zum römischen Kaiser gemacht habe, mächtiger als Karl den Großen, gebühre es ihm vor allem, seine Aufmerksamkeit Italien zuzuwenden. „Wer immer Euch raten würde, von Italien abzusehen, um Euch anderswo hinzuwenden, würde Euch Euer eigenes Unheil in Schimpf und Schande antaten.“ Die Kosten würden nicht übermäßig sein. Immerhin bedürfte man 6000 leichter Reiter für alle Zwecke der Erkundung, der Transporte und Requisitionen; 2000 schwerer Reiter als Kampftruppe und 30000 Knechte als der entscheidenden Masse; außerdem 50 Stück Geschütze nebst Kanonieren, Pulver und je 200 Kugeln, sowie der nötigen Pioniere.

Aus dem Spiel der Diplomatie waren die Mächte mit innerer Notwendigkeit zum Ernst der Waffen gekommen. Die erste Hälfte von Karls großen Lebenskämpfen sollte sich wirklich auf dem Boden Italiens abspielen. Wir werden sie später im Zusammenhange darzustellen haben.

Indessen, die französisch burgundische Politik hatte ihre ältere Reibungsfläche an den Grenzen der Niederlande, wo England eine ähnliche Stellung einnahm wie der Papst in Italien.

Gattinara schließt in seinen Memoiren an die Überlegungen zum Zuge nach Italien und das Bündnis mit dem Papste unmittelbar die Ablenkung der kaiserlichen Politik durch die Beunruhigung der Niederlande in Geldern und an der Grenze Luxemburgs. Er erzählt, England habe sich als Vermittler angeboten, Frankreich aber abgelehnt, da es angesichts der spanischen Revolution noch mit Erfolgen in Navarra rechnete; daß dann aber alles anders gekommen sei, als man fürchtete; daß man Spanien befriedet, Navarra wieder befreit und an der niederländischen Grenze Heinrich von Nassau, von dem Grafen Werdenberg unterstützt, Mouzon genommen und Mézières belagert habe.

Der Krieg war von seiten Frankreichs zunächst durch Parteigänger eröffnet worden. Noch befand sich der französische Drator Barroys in Worms, als diese Feindseligkeiten schon im Gange waren. Am 22. April 1521 teilte Barroys dem Kaiser und den Kurfürsten im Auftrage seines Herrn mit, der kaiserliche Gesandte in Paris, Philibert Naturel, hätte sich darüber beklagt, daß Robert von der Mark, Herr von Sedan, und der Herzog von Geldern, sowie der Erbprinz von Navarra, gestützt auf Frankreich, zu den Waffen gegriffen hätten, was gegen die Verträge sei. Der König lasse betonen, daß ihm in Wahrheit der Friede aus Verwandtschaft, Nachbarschaft und um des Handels willen über alles lieb sei; daß er um des Friedens willen auf die Wiedergewinnung Neapels verzichtet habe, so leicht sie ihm bei seinen dortigen Verbindungen gewesen wäre; er habe auch in bezug auf die Leistungen aus dem Artois seine Pflichten nach dem Frieden von Noyon erfüllt — im Gegensatz zu Karl. Er werde also mit Unrecht als Angreifer bezeichnet, zumal er sich ausdrücklich gegen die Unternehmung Roberts von der Mark gewandt und sie in keiner Weise unterstützt habe, auch den Schweizern mitgeteilt, daß er mit der Sache nichts zu tun haben wolle. Robert vertrete seine eigene Sache gegen den Seigneur d'Almeries. Mit Geldern habe er noch weniger zu tun. Wenn aber der Erbe von Navarra sich um das Reich seiner Eltern bemühe, so habe er recht, da der Kaiser sein Versprechen auch in diesem Punkte nicht gehalten habe. Karls Vorstellungen betrachte er als Herausforderung und werde sich demgemäß verteidigen.

Franz fand bei den deutschen Fürsten kein Gehör; sie mahnten zum Frieden. Er hatte zudem das Unglück, daß einige Monate nachher ein Brief von ihm an den Grafen Carpi durch die Kaiserlichen aufgegriffen wurde, der in schreien-

dem Gegensatz zu seinen Ableugnungen stand. Denn hier betonte er ganz unverhohlen, daß er Robert von der Mark unterstütze, um Karl in den Niederlanden zu fesseln und von Italien fernzuhalten; daß er eine Armee in Navarra, zwei in der Picardie und an der Maas unterhalte. Das alles möge Carpi dem Papste darlegen, von dessen letzten Abmachungen mit dem Kaiser er damals offenbar noch nichts wußte.

Der Kaiser war als König von Neapel in derselben Lage, wie sein Großvater Ferdinand von Aragon im Jahre der heiligen Liga. Damals wurde Navarra zum ersten Male gewonnen und gleichzeitig die Machtstellung der Spanier in Italien gegen die Franzosen begründet. Jetzt standen die Parteien und ihre Hilfskräfte genau so wie 1511; auch England hielt im Grunde wieder mit gegen Frankreich. Nur daß damals Burgund neutral bleiben konnte, während es jetzt die ersten Stöße des Kampfes um Italien auszuhalten hatte. Und eben dieses meint man, wenn man sagt, daß Karl durch seine Macht belastet wurde; sie war an zu vielen Stellen verwundbar; als Teil des Weltreiches konnten auch die Niederlande nicht mehr neutral bleiben.

So war der Krieg da, den Ghievres zeitlichens verhüten wollte. Er war schon da, als Ghievres im Mai 1521 zu Worms die Augen schloß. Damals freilich nahm Karl auch bereits die englische Friedensvermittlung an. Und weil beide Teile diesen Krieg eigentlich nicht gewollt hatten, er vielmehr als Ablenkung gedacht und dann im Zusammenhang mit den Kämpfen um Italien und in Navarra aufgenommen und durchgeführt wurde, immer begleitet von hinhaltenden Verhandlungen, nahm er in Abwehr und Gegenstößen einen so schleppenden und recht eigentlich formlosen Verlauf.

Anders hätte es in Italien sein sollen. Hier gab es ein greifbares Ziel: die Vertreibung der Franzosen aus dem Herzogtum Mailand, den Erwerb von Parma und Piacenza für den Kirchenstaat, vielleicht auch Ferraras. Und hier waren sehr aktive Kräfte am Werke: der Papst, der seit Monaten um diesen Plan geworben hatte; Francesco Sforza, dem es um sein angestammtes Herzogtum ging, und an dessen Seite ein Politiker von der Rührigkeit Morones stand; sie konnten auch in Mailand auf Parteigänger hoffen; dazu auf spanische Truppen aus Neapel, Schweizer und deutsche Landsknechte. Zwar Schweizer befanden sich in beiden Lagern, und es entstand Aufenthalt und viel Ärger dadurch, daß die Eidgenossen den Kampf der Landsleute gegeneinander durch Botschaften und gemessene Befehle zu hindern suchten. Immerhin, die Gegner waren beiderseits in Rüstung und im ganzen ebenbürtig. Dem französischen General Lautrec und seinem Bruder Lescun standen Co:

Ionna als Führer der päpstlichen Truppen, Leyva und Pescara als die spanisch-neapolitanischen Generale einstreifen noch im Aufmarsch gegenüber.

Die Lage war also im Sommer 1521 überall noch ungeklärt.

Karl, vom Rhein in die Niederlande zurückgekehrt, weilte Anfang Juli in Brüssel, dann in Gent und Mitte August in Brügge. Gattinara hatte sich schon nach Dünkirchen begeben, um an dem Friedenskongreß teilzunehmen, den Wolsey in großer Aufmachung von Anfang August an in Calais abhielt. Der kaiserliche Großkanzler benutzte die letzten Tage der Muße, um angesichts der bevorstehenden Verhandlungen seinem Herrn in Form einer kontradictorischen Denkschrift das eigene Herz zu öffnen. Es sei schwer, schrieb er, zwischen dem für viele erwünschten Frieden und dem Krieg gegen die Feinde diesseits und jenseits der Berge richtig zu wählen. Er bediente sich eines scholastisch allegorischen Aufbaues in dem Widerstreit der sieben Todsünden mit den zehn Geboten Gottes. Man könne sagen, so hebt die Reihe der sieben Sünden an, der Krieg sei ungewiß, man solle nicht alles aufs Spiel setzen. Man dürfe ihn nicht beginnen, ohne die Geldmittel zu seiner Durchführung in Händen zu haben; daß aber aus Neapel und Spanien nichts zu erwarten, auch die Niederlande erschöpft seien. Daß die Händel mit Mailand und Genua nicht nach Wunsch abließen. Daß die Schweizer sich auf beiden Kriegsschauplätzen für die Franzosen erklären könnten. Daß die Spanier ihre Armee aus Navarra abgezogen hätten, schon um Toledos willen. Daß immerhin Navarra zurückgewonnen und damit die Ehre gewahrt, auch Robert von der Mark bereits gestraft sei, und die Franzosen nichts dabei gewonnen hätten, der Friede aber auf Anregung und Verantwortung der Engländer gehen werde. Endlich, daß die Zeit kurz und eine wirkliche Armee sobald nicht zur Stelle sei, daß mit dem September der Winter bevorstehe und man ohne Hoffnung auf Zuzug unnötig Kosten und Gefahren trage.

Dagegen sprächen für die Ablehnung des Friedens doch die folgenden Gebote. Das Bündnis mit dem Papst binde auch den Kaiser bei seiner Ehre. Ja, der Papst habe sich fast kühn zu einer Zeit für den Kaiser erklärt, da sich der König von Frankreich noch im Besitz von Navarra befand und bereit schien zu Größerem, zumal keine Armee Neapel verteidigte. Der enttäuschte Papst könnte die Investitur mit Neapel zurückziehen und das Reich in Gefahr bringen. Ein Bruch mit ihm würde alle Bewilligungen in den Reichen des Kaisers, auch Zehnten, Benefizien und Cruzada in Frage stellen. Er werde sofort Anschluß an Frankreich und Venedig finden, diese würden die Schweizer an sich ziehen und der Kaiser alle Freunde diesseits und jenseits der Berge verlieren.

Die Armee sei doch fast mobil, und niemand werde es verstehen, wenn der Kaiser jetzt alles fahren lasse, da er auch Sickingen habe. Karl vertrete dazu eine gute Sache, Gott selbst sei sichtbarlich auf seiner Seite, und es heiße Gott versuchen, jetzt die Feinde zu entlasten. Alle, die schon für ihn gerüstet hätten, kämen nicht zum zweiten Male. Auch die opferbereiten Untertanen, die den Kaiser ausweichen sähen, müßten enttäuscht sein und schlecht von ihm denken. Endlich sei es des Kaisers Pflicht, Ruhm und Ehre zu gewinnen; alle Welt warte darauf, da Spanien befriedet sei, Italien nach dem Kaiser rufe, Deutschland ihn fürchte und liebe, die Schweizer sich nicht gegen ihn entscheiden wollten und selbst die Feinde den Mut verlören.

Natürlich ließ Gattinara seine zehn Gebote über die Versuchung der sieben Todsünden triumphieren; er wußte, daß er dem Kaiser nicht so sehr nach dem Munde redete, als aus der Seele sprach.

Karl bewegte sich sehr langsam im Durchbruch zum eigenen Willen, wenn auch, wie früher durch Chivres, so jetzt durch Gattinaras ebenso fleißige und systematische wie großartige Haltung, ohne es zu wissen, innerlich geleitet. Er hörte nicht auf, sich prunkvoll zu kleiden und an ritterlichen Spielen Freude zu haben, aber es war jetzt mehr die Majestät, deren Gewand der burgundische Edelmann annahm. Er hörte nicht auf, sich den Freuden der Tafel und anderen Genüssen hinzugeben; das werden ihm noch später seine einsichtigen Beichtväter vorhalten, die damit die Rolle des Hausarztes spielten; aber der überwiegende Reiz des Lebens lag für ihn zunehmend schon in den Geschäften. Er war nun Tag für Tag von morgens bis abends im Rat. Er ließ sich fortan nichts mehr aus der Hand nehmen. Er schrieb einmal an Wolsey, sie würden im persönlichen Austausch an einem Tage mehr beschicken, als ihre Gesandten in Monaten. Er lernte zu schweigen, zuzuhören und zu urteilen. So kümmerte er sich auch um den Krieg; er ging zu den Truppen; er scheint sich auch einmal in die Operationen eingemischt zu haben; jedenfalls hörte er Alba und Fonseca über die Lage. Wie stark kontrastiert das alles zu seinem lebensfrohen und gewandten Gegner in Frankreich, der umgekehrt stets viele und große Worte machte, aber auch in den dringendsten Zeitläuften die Vergnügungen der Jagd und der Maskeraden den Geschäften vorzog; man nannte seine Mutter Louise von Savoyen allgemein die Regentin von Frankreich, wie später Marie Medici, die Mutter Ludwigs XIII.

Gattinara rückte seinem Herrn auch die rechte Haltung vor Augen, um Freunde zu behalten, Feinde zu schrecken, Soldaten zu fesseln, Feldherrn Hilfe zu geben. Die Franzosen seien Nassau nicht gewachsen; man könnte Tournai,

Guise und Théroüanne leicht gewinnen. Man müsse irgendwelche Erfolge suchen, mittlerweile die Dinge in Italien reifen lassen und bei England zusehen, was die wahre Meinung Wolseys sei. Dem Papste werde sich vielleicht die Hoffnung ergeben, daß im nächsten Sommer auch England offen an ihrer Seite stehe.

Erstaunlich, wie richtig Gattinara den Kaiser und die Verhältnisse beurteilte. Natürlich war sein Ratschlag kühn und, wie man gesagt hat, finanztechnisch leichtsinnig. Aber über diesen Punkt haben wir uns schon früher geäußert. Die modernen Staatsanleihen nehmen vielfach noch erheblich weitere Termine der Staatseinnahmen vorweg. Im damaligen Augenblicke war jedenfalls, zumal mit Rücksicht auf Italien, ein Rückzug politisch unmöglich. Er hätte Frankreich in nicht wieder auszugleichendem Maße gestärkt.

Dabei darf freilich nicht verkannt werden, daß der nun breiter angelegte Krieg zunächst in den Grenzgebieten des Hennegau und von Artois furchtbare Opfer gefordert hat; daß die Niederlande durch die Störung des Handels mit Frankreich allgemein schwer litten, und daß sie nicht nur viel Geld aufzubringen hatten, sondern in den massenhaft, vor allem zur Einschließung Tournais aufgebotenen Milizen die eigenen Landeskinde den Gefahren, bald sogar den verheerenden Lagerkrankheiten jener Zeiten auslieferten.

Der Grenzrieg spielte sich in zwei Räumen ab. Einmal in der Umgebung der Heimat Roberts von der Mark, also an der mittleren Maas, um Sedan, Bouillon, Mouzon und Mézières. Zum zweiten im Abschnitt der oberen Schelde, der sich von der alten burgundischen Kampflinie an der Somme nach Norden hinzieht, über Cambrai, Valenciennes, Tournai, Audenarde nach Gent. Hier war in der That in Anlehnung an einen schiffbaren Fluß die richtige Einbruchsstelle in das Herz von Flandern; Tournai also nicht nur als Stadt und Landschaft, sondern als Sperre an der Schelde von entscheidender Bedeutung. So ergaben sich hier die Hauptbewegungen und auch der bescheidene Anteil beider Monarchen an den Operationen. Verhängnisvoll für den Kaiser wirkte, daß Sickingen und Nassau von den Mauern des von dem Ritter Bayard tapfer verteidigten Mézières am 27. September 1521 endgültig abziehen mußten. Dafür scheiterte umgekehrt der Entsatz von Tournai durch den König von Frankreich; er blieb in den Niederungen der Scarpe und Schelde, in Grundwasser und Regen stecken. Die noch vor wenigen Jahren von Heinrich VIII wohl befestigte, inzwischen wieder französisch gewordene Stadt wurde am 1. Dezember den Kaiserlichen übergeben; zuletzt lagen hier die Herren von Nassau, Gavre, Wassenauer und Werdenberg, also die Blüte des

niederländischen Adels mit ihren Truppen in der Belagerung. Den Franzosen, und zwar dem Connétable von Bourbon, dessen Name uns hier zuerst begegnet, war inzwischen ein kleiner, aber eindrucksvoller Erfolg beschieden durch die Überrumpelung von Hesdin in Niederartois, nicht weit von der Küste, im alten Kampfgebiet von Crécy und Azincourt, südlich von dem gleichfalls noch lange umstrittenen Théroanne.

Wolseys Verhandlungen in Calais und Brügge

Im Hintergrunde dieser im einzelnen natürlich sehr aufregenden militärischen Vorgänge fanden die merkwürdigen, uns durch sehr ausführliche Protokolle bekannten und vielfach durchforschten Vermittlungsversuche Wolseys in den Besprechungen von Calais und Brügge statt. Worauf die englische Politik eigentlich hinauswollte, blieb den Beteiligten lange verborgen. Ich denke, daß es für uns trotz aller verhüllenden Worte und trotz des geräuschvollen Aufhebens, das Wolsey von sich machte, einigermaßen durchsichtig ist. Heinrich VIII hatte frühzeitig seinen Neffen begünstigt; jetzt wünschte er ihn endgültig von der französischen Seite abzuziehen und seinem Hause womöglich durch Heirat zu verbinden. Mit Karl stand er auch kirchlich in einer Front. Coeben hatte er sein Buch gegen Luther geschrieben, das ihm vom Papst den Titel des Defensor fidei eintrug. Zu der beschwichtigenden Bemerkung Manuels, das solle nichts Besonderes sein, da ja alle Fürsten Verteidiger des Glaubens wären, bemerkte Gattinara spitzig: die Auszeichnung eines einzelnen erwecke vielmehr den Anschein, als hätten es die anderen fehlen lassen. Gattinara bäumte sich innerlich überhaupt nur zu oft gegen Wolsey auf. Aber die beiden Höfe fühlten sich gegenseitig zueinander hingezogen, und Margarete förderte das so gut sie konnte.

Darüber hinaus glaubte Wolsey offenbar auch an Ehren und Pensionen beim Kaiser und durch ihn in Rom mehr zu gewinnen als bloß im Ehrensolde Frankreichs. Vollends in der Rolle eines Schiedsrichters gefiel er sich ausnehmend, — im Interesse des Friedens und des Handels seiner Landsleute wohl auch ehrlicher, als früher meist angenommen wurde. Sein König hatte ihn mit weitgehenden Vollmachten ausgestattet, und dementsprechend versuchte er bald nach seiner Ankunft in Calais (2. August 1521), von Frankreich wie vom Kaiser womöglich die schriftliche Unterwerfung unter seinen Spruch zu erlangen.

Dazu waren natürlich beide Teile nicht bereit. Aber auf die Verhandlungen einzugehen, bei denen man immer die Freundschaft Englands erhalten oder verschmerzen konnte, hielten beide für gut. So erlebte Wolsey das Schauspiel, daß die beiden Kanzler Duprat und Gattinara je mit einem Stabe von Diplomaten und Räten vor ihm antraten, um ihre Redefurniere durchzufechten. Wolsey war klug genug, sich nicht zu früh zu demaskieren oder gar zu binden. Er erweckte den Anschein, als ob er bald des einen, bald des anderen weitgehende Forderung oder unhöfliche Rede mäßige oder mißbillige.

Das Problem der Kriegsschuld stand an der Spitze der Erörterungen. Duprat behauptete die völlige Unschuld seines Königs und setzte seinen Kopf dafür. Gattinara wies die aufgefundenen Briefe an Carpi vor und erklärte den Kopf des Franzosen für verfallen. Duprat machte neue Einwendungen, worauf Gattinara auf seinen Kopf großmütig verzichtete; es gäbe Besseres. Aber auch im Sachlichen ließen die Parteien nichts zu wünschen an historischen oder dialektischen Überraschungen. Die Frage war dann, ob Frieden oder Waffenruhe, auf Jahre oder auf Monate, und vor allem, auf welcher Grundlage. In dem Hin und Her dieser Disputationen fand Wolsey immer wieder Anhaltspunkte zu Pausen, zum Hinhalten, zu neuen Feststellungen.

Zwischendurch begab er sich feierlich nach Brügge, angeblich um den Kaiser für eine Lösung auch im Sinne der Franzosen zu gewinnen, in Wahrheit, um hier bereits das enge Bündnis und die Heiratsabrede mit Karl festzulegen. Er kam mit dem Pomp des römischen Kardinals, fand es nicht für gut, bei der Begrüßung mit dem Kaiser vom Pferde zu steigen, und ließ bei Besuchen Gesandte und Nuntien spürbar warten. Mit dem Könige von Dänemark traf er sich zur Vermeidung von Etiketteschwierigkeiten — in einem Garten. Margarete aber suchte ihn zuerst auf.

Beim Kaiser gab es geheime Staatsratsitzungen, über die genaue Protokolle vorliegen. Da erwog man die Notwendigkeit, wegen Spanien und Portugal die neue Eheabrede streng geheim zu halten; daß sie aber auch gebunden sein mußte an ein wirkliches Offensivbündnis. Die Räte waren meist für das Hinausschieben jeder Verpflichtung bis zur offenen Erklärung Englands, die bis zum nächsten Mai erstreckt werden könne, zumal die Reichshilfe auch erst im August 1522 fällig werde. So meinten La Roche und de Mesa. Der Bischof von Lüttich, Eberhard von der Mark, forderte die englische Erklärung für sogleich; bis zum Mai könne viel passieren. Berghes wünschte umgekehrt die Freiheit zu behalten. La Chaulx rechnete mit der Rückkehr des Kaisers nach Spanien erst für Ende April, und wenn es dort allerlei Aufent-

halt gäbe, wäre es für das Jahr 1522 zu spät; deshalb wünschte er den Kriegsbeginn erst im Mai 1523. Haneton und Lannoy schlossen sich im allgemeinen an. Antoine Calaing war für baldige Erklärung, wenn auch unter Geheimhaltung; im übrigen sprach er eingehender über die nächsten militärischen Operationen Sickingens und vor Tournai und Théroouanne; danach möge dann der Kardinal Waffenruhe geben; schließlich sei das Beste, daß Madame weiter mit dem Kardinal verhandele. Gattinara faßte alles auf seine Art kurz und klar zusammen; der Kardinal fürchte noch immer, man verhandele unter der Hand mit Frankreich; man müsse ihm Sicherheiten geben, damit er die Franzosen weiter „mit guter Miene amüsiere“, — also betrüge; inzwischen solle man kräftig handeln.

Wirklich folgte man diesen Ratschlägen. Die allzeit englandfreundliche Erzherzogin fand sehr bald, am 25. August den festen Abschluß: Karl wird Mary zur Gemahlin erhalten, sobald sie 12 Jahre alt ist; zur Sicherung dieser Familienverbindung wird ein enges Bündnis verabredet. Der Inhalt dieses Bündnisses soll die Rückforderung alles dessen sein, was der König von Frankreich zu Unrecht von Karl besitze. Weiter sollte dieser über England nach Spanien zurückfahren, im Mai 1523 aber der gemeinsame Krieg beginnen. Wolsey wurde Ersatz der nun wohl in Wegfall kommenden französischen Pensionen versprochen, sowie die Hilfe des Kaisers bei der nächsten Papstwahl.

Was aber bedeutete die Rückforderung dessen, was Frankreich zu Unrecht besaß? Darüber wurde wieder in Calais von kaiserlicher Seite mit großer Unverfrorenheit gesprochen. Gattinara zählte eines Tages das burgundische Erbe auf: Bourgogne und Arçonne, Maconnais, Boulonais, die Sommerstädte mit Péronne, Montdidier und Roye; Erfüllung des Vertrages von Arras und Schadenersatz für die Verluste der Herzogin Marie. Für Spanien: Narbonne, Montpellier, Toulouse, Languedoc; entsprechendes für Navarra. Für das Reich: das Arelat, die Provence, die Dauphiné, das Lyonnais, Beaujolais; endlich Mailand, Genua und Asti.

Duprat antwortete, das heiße nicht Frieden machen, sondern Krieg. Gattinara: der Kaiser bescheide sich bereits; sonst würde er auf Grund der Verleihung Bonifaz' VIII an König Albrecht ganz Frankreich fordern. Duprat: wenn man mit dem Vertrag von Arras auf die Ermordung Johanns ohne Furcht zurückkomme, erhebe er alle Ansprüche aus der Ermordung des Herzogs von Orléans.

Man darf nicht sagen, daß diese Debatten lediglich dialektische Kunststücke und absichtsvolle Zeitverschwendung gewesen wären. Die Parteien erhoben

Forderungen, die von der Gegenseite ernst genommen wurden, und in die sie sich selbst gefahrvoll hineinredeten. Bei Karl gewann der Erbanspruch auf das ganze alte Burgund immer verhängnisvoller Boden. Um aber diesen Unterhaltungen die rechte Schärfe und den Protokollen und Berichten ihre entsprechende Breite zu geben, dienten die jeweils eintreffenden Nachrichten von der niederländischen Front, aus Italien und von den Pyrenäen. Denn der Krieg war mittlerweile überall in Gang gekommen. Die Kaiserlichen selbst sahen sich gelegentlich genötigt, ihre Pflöcke zurückzustecken und etwa auf die Rückgabe von Suenterabbia zu verzichten. Am Hofe machte sich zeitweilig sogar eine geradezu verzweifelte Stimmung breit. Die Waffenstillstandsverhandlungen Wolfseys erlangten darüber einen Augenblick fast schon den Wert einer letzten Hilfestellung für den Unterliegenden. Nur der Kaiser blieb hartnäckig. Darauf schien auch Wolfsey mit dem Abbruch der Verhandlungen zu drohen.

Margarete sah mit Schrecken trotz aller aufgewandten Mühe das so weit geförderte, kunstvolle Werk doch wieder dem Scheitern zutreiben. Mitte November schrieb sie eigenhändig und in größter Erregung an ihren Vertrauten Berghes: „Vous savez bien, que j'ai toujours esté et suis bonne Englese —, daß ich über alles in der Welt die engste Freundschaft zwischen diesen Fürsten wünschte. Lange hatten wir so gute Hoffnung, aber jetzt könnte man verzweifeln. Unser Kaiser hat einen Kopf, wie andere, und dazu Leute, die auf ihn einreden. Heute sagte er geradezu: ‚Ich sehe wohl, dieser Kardinal will an mir handeln, wie er es meinen Gesandten geraten hat, gegenüber Frankreich zu tun; er fordert Dinge, die unsinnig sind und an meine Ehre gehen. Da ist er jedoch an den Rechten gekommen! Ich habe keinen Mangel an Bräuten, und er braucht mir die Seine nicht so teuer zu verkaufen.‘ Ich bitte Sie, Herr von Berghes, was soll das heißen? Es ist Gefahr im Verzuge, und ich möchte nur zwei Stunden mit dem Kardinal reden, um alles wieder in Ordnung zu bringen. Dann wird er sehen, daß er sich im Irrtum befindet. Wenn ich nicht fürchtete, etwas Unzulässiges zu tun, hätte ich ihm längst ein paar Zeilen eigenhändig geschrieben. So bitte ich Sie zu handeln, auch mit Haneton zu sprechen, was man tun kann.“

Aber wie noch öfter (freilich nicht immer) im Verlauf seines Lebens behielt Karl recht mit seiner Art von starrer Hartnäckigkeit. Vielleicht hatte ihn jetzt Wolfsey da, wo ihn sein kriegslustiger König haben wollte; vielleicht scheute Wolfsey die Vergeblichkeit der monatelangen Verhandlungen; vielleicht wirkte die von Frankreich unterstützte Rückkehr des alten Gegners John Stuart,

Herzog von Albany und Vormund des Königs Jacob V, nach Schottland maßgebend mit. Jedenfalls brach nun auch Wolfsey mit Frankreich, kehrte in die alte Linie zurück und schloß am 22. November — da inzwischen die päpstliche Vollmacht dazu erlangt war — den Geheimvertrag zwischen dem Papst, dem Kaiser und Heinrich VIII, dessen Original vom 24. November sich in Lille befindet; die Vertragsschließenden wünschten in ihre Liga mit aufzunehmen die Könige von Portugal, Polen, Ungarn, Dänemark und den Herzog von Savoyen.

Überraschende Wendung! Schon die nächsten Tage sollten Karls Selbstvertrauen über Erwarten rechtfertigen und Wolfsey entlasten. Denn am 25. November 1521 erhielt der Kardinal die Nachricht von dem Falle Mailands, das heißt vom Abzuge der französischen und vom Einmarsch der kaiserlichen und päpstlichen Truppen. Bald folgte die Kapitulation von Tournai.

Des jungen Kaisers, der bis zum Ende durchgehalten hatte, bemächtigte sich ein begreifliches Hochgefühl. Zum ersten Male in seinem Leben schien der Himmel über ihm rein gefegt von Sorgen und Gefahren. Um diese Zeit malte ihn Barend van Orley; das Bild hängt jetzt in Budapest. Es ist das einzige aus seinem Leben, das eine gewisse Reife atmet. Aus hochrotem Gewand unter Brokatmantel mit olivgrünem Pelz ragt noch ein Teil des goldbesäumten Hemdes heraus, das den Hals frei läßt; darüber das streng geformte Antlitz in dreiviertel Profil. Die blaugrauen, ins Grünliche spielenden Augen blicken in die Ferne. Das vorstehende Kinn ist fast herausfordernd gehoben, der Ausdruck sichtlich gesteigert. Über dem dicht gesträhten Haar ein prächtiges schwarzes Barett. Auf dem Pelzmantel ruht die schwere Kette des Goldenen Vlieses. Die ringlose linke Hand ist deutlich belebt. Das ist das Bild des kaiserlichen Jünglings, den die Enttäuschungen des Lebens noch nicht geknickt haben.

Karl kehrte Mitte Dezember aus Audenarde, wo er sechs Wochen Quartier genommen hatte, nach Brüssel zurück. In diesen Wochen liegt auch sein Erlebnis mit Johanna van der Gheenst, dessen Frucht die spätere Herzogin von Parma gewesen ist. An sich nicht der Rede wert und mehr eine flüchtige Begegnung, als ein inneres Verhältnis. Aber als ein Glied in der langsamen Verselbständigung des jungen Fürsten, der begann aus sich herauszutreten, doch auch für den Historiker nicht ganz zu übersehen. Er sorgte von Anfang an für sein Blut so, wie seine Vorfahren für die männlichen und weiblichen Bastarde von Burgund. Das Kind trug Margaretes Namen, und wir wissen, daß sie sich seiner auch im kleinen annahm.



Während der französische Krieg an der niederländischen Grenze nicht zum wenigsten durch die unverkennbare Wendung der englischen Politik sich zugunsten des Kaisers zu entwickeln schien, hatten die Nachrichten aus Italien geschwankt; sie beeinflussten günstig oder ungünstig schon die Verhandlungen von Calais. Nun aber kam eine Botschaft, die wenn irgend etwas in diesem Winter 1521/22 den Kaiser seiner wirklichen Berufung gewiß machen sollte: die Wahl seines Lehrers und Dieners Adrian von Utrecht zum Papst. Freilich, mit Leo X († 1. Dezember 1521) als Papst und als Herrn von Florenz war die eigentlich treibende Kraft der letzten Unternehmungen ausgeschieden. Adrian war von völlig anderer Art; er paßte in das Rom der Renaissance und der Künste so wenig wie in das Italien der Machiavelli und Guicciardini. Aber, daß Karls Vertrauter, sein Regent und Großinquisitor in Spanien, zur geistlichen Leitung der Christenheit auserwählt war, — und das in dieser Zeit und eigentlich ohne des Kaisers Zutun, — das grenzte an das Wunderbare.

Fehlte es uns bisher an intimen Äußerungen Adrians in seinem Verhältnis zu Karl, so werden wir nun auch in dieser Hinsicht reich entschädigt. Gerade während der ersten Monate seines Pontifikats blühte in der ungeheuren Fülle von Briefen, die das große Ereignis des Tages auslöste, auch der persönliche Gedankenaustausch zwischen dem geistlichen Lehrer und dem kaiserlichen Schüler aus dem Hochgefühl der Begnadung, das beide beseelte, stark und ergiebig. Es war nicht eben das Verhältnis Gerberts von Reims zu Otto III, aber doch seit Jahrhunderten und wiederum in einer Zeit stärkster seelischer Spannung des Abendlandes das Mirakel eines deutschen Kaisers und eines deutschen Papstes von weltbewegender Richtung. Karl sandte einen nahen Vertrauten seiner niederländischen Jugendzeit, den Herrn von La Chaulx, zur Begrüßung an den Papst, und er wagte für den vorausgeschickten außerordentlichen Gesandten, Don Lope Hurtado Mendoza, gewiß aus Herzensgrunde das Wort: „Wir halten für gewiß, daß Gott selbst diese Wahl gemacht hat.“ Eigenhändig schrieb er an den Papst, in ihrer Eintracht würden sie nun die größten Dinge leisten können. Mendoza sollte dem Papst auch sagen, wessen er sich von seiner tiefen Bildung und angeborenen Güte alles versehe; wie es ihn beglücke, die Kaiserkrone empfangen zu sollen aus der Hand dieses Mannes, der noch dazu sein Landsmann sei, „der uns erzogen und unterrichtet hat von Kind auf“.

Es gab eine kleine Trübung der Stimmung durch das Verhalten Juan Manuels. Aus dem Hochmut des spanischen Granden und des gewiegten

Politikers gegenüber dem kleinbürgerlichen niederländischen Kleriker hatte Manuel den Papst mit einem unbescheiden lehrhaften, natürlich durchaus devoten, aber von unerbetenen Ratschlägen übervollen Briefe begrüßt. Darin auch geraten, im Gegensatz zu allen früheren Päpsten, seinen eigenen Namen Adrian beizubehalten. Insbesondere aber hatte er seine und des Kaisers Verdienste um die Wahl gebührend herausgestrichen. Adrian, dessen Feingefühl offenbar empfindlicher und stolzer war, als derbere Menschen geistigen Naturen seiner Art zutrauen, war sichtlich verleßt und ließ sich auch durch alle Gegenstellungen nicht wieder beruhigen. Er antwortete klar und trocken, er wisse von dem Cardinal Santa Croce sehr genau, daß das Gegenteil wahr sei. Als auch der Kaiser sich einmischte, beteuerte er zwar immer wieder, daß er an des Kaisers Wohlmeinung nicht im geringsten zweifle, wohl aber an den Intentionen seiner Diener, deren politische Rücksichten er im übrigen durchaus zu verstehen schien. Ihm sei es gerade besonders lieb, schrieb er dem Kaiser eigenhändig, daß er durch keinerlei Nebenabsichten zu dieser Würde berufen sei, mit der sehr schönen Bemerkung „um der Reinheit und Lauterkeit willen, die göttliches und menschliches Recht in derartigen Dingen fordern“.

Auch die großen Fragen wurden manchmal in einem fast familiären Ton behandelt. Karl erinnerte seinen Lehrer daran, daß er ihm selbst früher einmal, als er noch sein Schüler war, gesagt habe, die Worte der Franzosen seien schön und herzlich, aber wenn es darauf ankomme, suchten sie nur einen jeden zu täuschen und zu übervorteilen. Adrian gab zu, daß er das gesagt habe, ja er bekannte sich auch jetzt noch als einen schlechten Franzosen, um dann freilich in echt niederländischem Gerechtigkeitsgefühl hinzuzusetzen, gerade deshalb dürfe er es den König von Frankreich nicht merken lassen, ja auch nicht einmal so handeln, wie er es von sich aus möchte, nämlich ganz im Dienste des Kaisers. Darüber sollte es nach und nach doch zu einer Lockerung dieses von Haus aus so tiefen und wurzelechten Verhältnisses kommen.

Karl hat Adrian in Spanien nicht mehr angetroffen, und so sollten sie sich nie wiedersehen. Adrian ging am 7. August 1522 von Tarragona aus in See, landete am 28. in Ostia und zog am 29. in Rom ein. Karls Abfahrt aus den Niederlanden hatte sich schon in der üblichen Art hinausgezogen, und der Besuch des Hofes in England weiter das Seinige zur Verzögerung beigetragen. Die beiden Niederländer, Papst und Kaiser, rückten nun vollends in die große Welt ein.

Vor seiner Abreise aus den Erblanden löste Karl Flandern und Artois in aller Form aus der Abhängigkeit vom Pariser Parlament und gab ihnen den

großen Rat von Mecheln als oberste Instanz. Dann bestellte er am 15. April 1522 seine Lanke Margarete abermals zur Regentin, indem er ihr wie früher einen geheimen Rat, den Conseil privé, und einen Rat der Finanzen beigab. Zum Präsidenten des geheimen Rates bestellte er den geschäftserfahrenen Jean Carondelet, Herrn von Chapuans, geboren 1469 zu Dôle. Sein Vater stand schon im Dienste Karls des Kühnen und war Kanzler Maximilians; der Sohn besaß hohe Pfründen, seit 1520 sogar das Erzbistum Palermo. Aus den festen Zügen des etwas knochigen Kopfes seines Bildes in der Münchener Pinakothek sprechen Arbeit und klare Lebensrichtung; das Gepflegte der Gesamterscheinung fügt diesen mit Erasmus befreundeten Prälaten auch äußerlich in die geistig-höfische Welt der Erzherzogin. Sie wird mit ihren Ständen und Herren noch Kämpfe zu bestehen haben, wie schon früher; dabei wird ihr neben Carondelet vor allem Josse Lauwereys, Präsident des großen Rates von Mecheln, eine Stütze sein.

Der Kaiser nahm von den Generalständen Abschied und betrat zum zweiten Male den Boden Englands. Hier war inzwischen die außenpolitische Lage endgültig geklärt worden. Nach vergeblichen letzten Versuchen Wolseys, den englisch-französischen Krieg zu vermeiden, hatte der englische Herold am 28. Mai zu Lyon ein Ultimatum übergeben und den englischen Botschafter Cheney mit sich zurückgeführt. Die befreundeten Höfe traten in immer nähere Beziehung. Die Könige turnierten, die Kanzler verhandelten und kamen zum Abschluß im Vertrage von Windsor vom 16. Juni mit den Geheimartikeln vom 19. Inhaltlich hielt man sich in der Linie der Brügger Abmachungen, nur daß man nun den großen Einfall in Frankreich erst 1524 unternehmen wollte.

Nach England aber hatte der Kaiser die seltsamsten Dinge zum Anschauen und Bewundern mitgebracht: einen Teil der märchenhaften Schätze des Montezuma, die zunächst nach Spanien geleitet, dann in die Niederlande weiter gesandt worden waren, wo sie auch Dürer sah und die „subtilen Ingenia der Menschen in fremden Landen“ bestaunte.

Die Neuen Indien. Magelhaens Weltumsegelung Hernando Cortes in Mexico

Damit weitet sich unser Blick zuguterletzt über den Ozean auf die Gebiete dieses Weltreichs, die zwar noch für Jahre weder die Politik noch die Wirtschaft des Abendlandes nennenswert beeinflussten, deren paradiesische Fernen

aber und scheinbar unerschöpfliche Kostbarkeiten dem ohnehin so wunderbaren Kaisertum des ersten spanischen Habsburgers für Zeit und Nachwelt noch einen sonderbar erotischen Nimbus gegeben haben.

Wann die Welt der Neuen Indien dem Kaiser zuerst näher getreten ist, vermögen wir nicht zu sagen. Es ist kaum anzunehmen, daß seine spanischen Lehrer nicht schon dem Knaben davon gesprochen haben sollten. Sicherlich ist die folgenschwere Zustimmung zur Expedition des nach Ablehnung durch die heimische Regierung in castilischen Schutz genommenen Portugiesen Magelhaens nicht ohne seine Mitwirkung denkbar. Sie erfolgte zu Valladolid am 22. März 1518 und bedeutete auch ideell schon eine sehr große Sache. Mag dabei immer der materielle Wert der duftenden Gewürze die stärkste Anziehungskraft für die finanziellen Interessen gehabt haben, so waren doch an der Idee, über den Westen zu den geheimnisvollen Gewürzinseln zu gelangen, auch die Kosmographen beteiligt; das tiefere geographische Interesse an dem Plan liegt ebenso zutage, wie die Gefahr eines politischen Zusammenstoßes mit den Portugiesen, die sich, wie man erwarten durfte, ihr junges überaus ertragreiches Gewürzmonopol gewiß nicht ohne weiteres aus der Hand nehmen lassen würden. Nach umfassenden Vorbereitungen verließ Magelhaens am 10. August 1519 mit fünf Schiffen Sevilla.

Magelhaens suchte die Molukken nicht auf dem Wege über Afrika und das Kap, sondern in entgegengesetzter Richtung. Der Ring um die Erde mußte sich also zum ersten Male in der Geschichte dieser Welt im Namen Karls V schließen, wenn das Wagnis glückte. Die Fahrt war kühn, entbehrungsreich, dramatisch in ihren inneren Konflikten, bunt und zugleich furchtbar in ihrem Ablauf. Die nüchterne Reihe der Ereignisse zusammen mit dem anschaulichen Bericht eines der wenigen Überlebenden der Fahrt schlägt noch heute den Leser dieser Überlieferung völlig in ihren Bann und berührt auch das Leben Karls V mit dem Schauer eines weltgeschichtlichen Ereignisses ersten Ranges.

Magelhaens hatte noch vor der Durchfahrt durch die Straße, die bis heute seinen Namen trägt, eine sehr gefährliche Meuterei seiner zusammengewürfelten Mannschaft zu bestehen; er wurde ihrer Herr mit der männlichen Entschlossenheit, die ihn auszeichnete. Im Oktober 1520 passierten sie die Straße, deren Schrecken sie unter grimmigen Stürmen durchkosteten; eines der Schiffe verzagte endgültig und kehrte zurück. Aber vier Schiffe gelangten im November vorwärts wieder in die offene See, die ihnen nun wirklich als ein „Pazifik“ erschien. Sie überquerten auch diesen Ozean und landeten an einem der südlichen Gestade der Philippinen, um von hier in den ersehnten ostindischen

Archipel zu gelangen. Aufregende Szenen und Erfahrungen lagen hinter ihnen, Kämpfe, Verzweiflung, Hunger und Krankheit. Nun sahen sie die Erfüllung ganz nahe vor sich. Ja, die Eingeborenen schienen mit diesen neuen Ankömmlingen bereitwilliger Freundschaft zu schließen als mit den schon bekannten Portugiesen. Magelhaens erlebte die stolze Freude, daß sich der König von Cebu und seine Frau auf die Namen Don Carlos und Doña Juana taufen ließen. Die Spanier richteten das Kreuz auf und hielten Dankgottesdienste. Sie boten ihren neuen Freunden ritterliche Hilfe gegen feindselige Nachbarn.

Aber eben diese unvorsichtige Unternehmung endete mit dem herzerreißenden Tode ihres Führers vor den Augen seiner Leute, die er bis zum letzten Mann noch in Sicherheit bringen wollte. Alle Abmachungen fielen nun in sich zusammen. Dafür trat die Entrüstung der Portugiesen über diese Eindringlinge in ihre Interessensphäre mit aller Schärfe hervor. Die Rückfahrt wurde fast noch schwerer als die Hinfahrt. Aus fünf Schiffen waren vier, aus vieren zwei geworden; nur eines kehrte nach entsetzlichen Mühseligkeiten und vielfältig feindseliger Behandlung, um Afrika herum, unter Sebastian del Cano nach Spanien zurück; mit ihm auch Pigafetta, der Chronist der Fahrt. Am 8. September 1522 landete die Victoria mit den Resten der Mannschaft und der Ausbeute endlich wieder in Sevilla. Von Karl empfangen, wurde del Cano ausgezeichnet für die unsterblichen Verdienste des Magelhaens. Frohlockend schrieb Karl seiner Lante Margarete am 31. Oktober 1522 von diesen Dingen, von der Umrundung der Erde, von den mitgebrachten Schätzen der Molukken an Gewürznelken, Pfeffer, Kaneel, Ingwer, Muskat und Sandelholz; auch daß er nun öfter diese Route einschlagen lassen werde. Das geschah, wie schon auf portugiesischer Seite unter starker Beteiligung deutscher Reeder und Kaufleute; Karl lud am 14. Februar 1523 sogar ausdrücklich die Lübecker zur Teilnahme ein. Die Unternehmungen führten andererseits zu jahrelangen ärgerlichen Auseinandersetzungen mit den Portugiesen über die Demarkationslinie. Zunächst wurde in Badajoz eine gemischte spanisch-portugiesische Kommission aus Kosmographen und Navigationsleuten bestellt mit der Aufgabe, zu untersuchen, ob die Gewürzinseln westlich oder östlich jener 1493 durch Alexander VI auf 180 Grad von den Kapverdischen Inseln festgesetzten Demarkationslinie lägen.

Inzwischen begann sich das riesige amerikanische Festland mit seinen alten Reichen aus dem Ozean zu erheben. Das spanische „Indien“ bestand bis dahin nur aus den Inseln, die von Santo Domingo aus verwaltet wurden — soweit davon die Rede sein kann. Denn nach der kühnen Tat der Entdeckung

dieser Neuen Welt hatten sich Horden undisziplinierter Menschen mit der Überlegenheit europäischer Waffen und der Stoßkraft des Angriffs, in wachsender Habgier und mit hochmütiger Verachtung alles Nichtchristlichen auf diese Naturvölker gestürzt und sie schon fast ausgerottet. Die Ausbeutung der „entdeckten“ und damit kurzerhand in Besitz genommenen Welt drohte mit den unglückseligen Völkern auch den Gewinn der Conquistadoren selbst zu vernichten, so daß die dürftigsten Regelungen von Besitz und Recht einfach aus der Not geboren wurden. Die Behandlung dieser erst allmählich in die Schicht der Hoheitsrechte hineinwachsenden Verhältnisse lag wirtschaftlich bei der Casa de contratacion, dem „Handelshof“ in Sevilla, politisch mit der Zeit bei dem Indienrat, Consejo de Indias. Streitigkeiten und Klagen veranlaßten schon Ferdinand von Aragon, die Zahl der als Repartimiento in Besitz genommenen Indianerfamilien irgendwie einzuschränken. Aber die Verhältnisse dieser Privatherrschaften oder Encomiendas spotteten dauernd jeder Rechtllichkeit und Menschlichkeit, da sich offenbar alle Beteiligten gegenseitig ihre Sünden nachsahen, und die ohnehin den handfesten Conquistadoren verhafteten Letrados oder höheren Beamten über keine rechte Macht verfügten.

So blieb die Klage. Und wenigstens diese hat die Ehre Spaniens und seiner Könige, wenn nicht gerettet, so gedeckt, insofern es an Verordnungen und Maßregeln fortan nicht fehlen sollte. Aber den gigantischen Verhältnissen ganzer Erdteile mit ihren unbegrenzten Ausweichmöglichkeiten waren die Mittel eines Königs von Castilien und Aragon, selbst wenn er sich einen römischen Kaiser nannte, nicht entfernt gewachsen. Auch hier lastete auf der Regierung Karls die ungeheure Weite seiner Macht.

Im Jahre 1515 war der Weltgeistliche Bartolome de las Casas nach Spanien zurückgekommen, um die entsetzlichen, aller Sittlichkeit Hohn sprechenden Zustände zu brandmarken. Die furchtbare Wirklichkeit illustriert neben seinen Klagen am besten die ergreifende, wenn auch etwas jüngere Bilderchronik des Indianers Guaman Poma, jetzt in Kopenhagen, die ähnlich den italienischen Allegorien des 14. Jahrhunderts auch die Stimmungen im Bilde wiederzugeben sucht. Da sieht man den um Erbarmen flehenden Indianer umgeben von Drachen, Puma, Jaguar, Ratten, Fuchs und Kaze; das sind der Corregidor, der Obercazike, der reisende Spanier, der Geistliche und der Schreiber, gegen die alle er sich verzweifelt wehrlos sieht. Sie nahmen ihm alles, Land und Haus und Gut und Frauen und Mädchen, Gesundheit und Leben. Las Casas wünschte, in diese Hölle auf Erden das Christentum und die christliche Besittung zu tragen und das arme Volk durch fremde Sklaven zu entlasten.

Anscheinend wirkte ihm der Leiter der indischen Angelegenheiten, der Bischof Juan Fonseca von Burgos bewußt entgegen. Aber das Problem war auch ohnedas unlösbar. Vergebens setzte selbst Ximenez seine starke Hand mit ein; die von ihm beauftragten drei Hieronymitenpatres versagten. So trat schon damals (1517) der gutgemeinte, aber zum Fluch gewordene Ratschlag hervor, zum Ersatz für die fast mutwillig ausgerotteten Indianer von fernher Neger-
sklaven zu holen. Man machte Ernst damit. Das früheste Privileg der Negereinfuhr wurde eines der vielen, die in der ersten Zeit burgundischer Fremdherrschaft einem hohen Herrn bei Hofe, dem Laurent Gorrevod, verliehen wurden. Er säumte nicht, es den Genuesen zu verkaufen.

Nach Ximenez und Sauvage lieb Gattinara den Klagen des Las Casas sein Ohr. Aber Las Casas scheiterte auch seinerseits. So schleppten sich die Klagen hin; wir haben sie sogar in den Schriften der Comuneros wiederklungen gehört; alles vergebens. Las Casas endete bei den Dominikanern in Española. Sein Lebensbuch klingt mit dem Titel des „Zugrundegerichteten Indien“ tief bitter aus.

Vielleicht war es in den neuentdeckten Gebieten des mittelamerikanischen Festlandes möglich, glücklicher zu beginnen und die alten Fehler zu vermeiden. Die Küste von Honduras trat zuerst ans Licht; bald öffnete sich kühnen Zugriffen das nördlich angrenzende Mexiko. Gebiete alter und hoher Kultur, denen ihr Eroberer Hernando Cortes den Namen Neuspanien gab. Indessen gerade die zahlreichen lebendigen und durch Denkmäler unterstützten Berichte dieser auch in persönlichem Einsatz großartigen Conquista lehren deutlicher als alles andere die unheimlichen Bedingungen, unter denen sich die Einbegreifung dieses Weltteils in die Geschichte der übrigen Menschheit vollziehen mußte. Cortes Berichte an Karl V gehören fast seit ihrem Eintreffen in Spanien zur Weltliteratur, da sie alsbald in Abschriften und Drucken verbreitet wurden. Sie lassen uns in ihrer Mischung von Verwegenheit, ja Heroismus, und beispielloser Brutalität gegenüber Menschen und menschlicher Gesittung oft das Blut in den Adern stocken. Selten ist die Sprache der Geschichte so hart und erschütternd.

Hernando Cortes (geb. 1485) erscheint als der glänzendste unter diesen Hidalgo, die von Natur die Waffen und den körperlichen Einsatz über alles liebten. Sein Vater war ein kleiner Truppenoffizier gewesen. Zu seiner Zeit aber hatten die Maurenkriege ein Ende genommen, und der Sohn sollte in Salamanca studieren. Das ererbte Blut revoltierte gegen diese Einfügung in die bürgerliche Ordnung der Letrados. Nach anderen Streichen machte sich der 19 jährige auf einem Schiff nach Westindien davon. Hier bot man ihm

Land. Er verachtete die Landarbeit. Er bekam eine kleine Stelle, eine größere Encomienda, schließlich Ansehen und Reichthum. Aber sein unruhiges Blut begehrte mehr. Diego Velasquez, der Gouverneur, hatte den fetten Burschen gefördert; jetzt vergalt ihm dieser mit verwegenen Unbotmäßigkeiten. Gerügt, bestraft, eingesperrt, entronnen — alles auf eine toll romantische Weise —, sollte er eine Expedition führen und wurde schließlich doch nicht berufen. Da raffte er selbst Waffen und Mannschaften und Schiffe zusammen und zog am 20. Februar 1519 auf eigene Faust hinaus zur Eroberung neuer Reiche.

Nun öffnet sich die große Szene einer Conquista. Die Entrüstung und Eifersucht der anerkannten Machthaber ringt mit dem stammverwandten Eigenthum ihres Nachwuchses. Der Reiz der Unbotmäßigkeit, die eigene Erregung im Zuge des Außerordentlichen, die Schrankenlosigkeit der Räume und die fast plötzlich über ein solches Häuflein und ihren Führer hereinbrechenden Überraschungen steigerten die Geschlossenheit der Persönlichkeiten, ihren Wagemuth, ihre Entschlußkraft und Ausdauer — aber auch die vorbeugende Gewaltthätigkeit ins Unbegrenzte. Die ungeahnten Erfolge gegenüber schlechtbewaffneten, durch die Feuerwaffen eingeschüchternen, wenn auch an Zahl unendlich überlegenen Völkern, die vornehmen Gesandtschaften, devoten Huldigungen verängstigter Fürsten und Massen, die Geschenke an Gold und Kostbarkeiten, an Sklavinnen und Vorräten versetzten diese Männer unter dem tropischen Himmel offenbar in einen Rausch von Macht und Herrschbegier. Die „weißen Götter“ überwältigten die ahnungslosen Kinder der Natur.

Wir steigen mit ihnen von Veracruz an der Küste hinauf in die mexikanischen Hochlande mit ihren Städten und ihren sich vielfach befehdenen Herrschaften. Nichts weniger als ein paradiesischer Zustand, aber immerhin ein geordnetes Wesen, das diese Eroberer erschütterten wie ein Erdbeben. Ratschläge der Eingeborenen über Wege und Freundschaften, manchmal zur Ablenkung, manchmal gutgläubig, nicht selten böswillig oder aus Todesangst gegeben, lösten Enttäuschung, Wut, Ingrimm und grausame Rache aus. Die Herren des Landes machten große Angebote, die ungebetenen Gäste fernzuhalten. Cortes läßt immer antworten, er komme im Namen des größten Herrschers dieser Welt, Don Carlos, und in seinem allerhöchsten Auftrage. Er hat Schreiber und Notare bei sich zur förmlichen Besitzergreifung, zur Annahme von Vasallen und zu sonstigen Verträgen in gravitätischen Formen. Er berichtete seinem Herrn selbst wie ein Vasall und gehorsamer Diener.

Unaufhaltsam drang Cortes vorwärts, ließ nebenher die Rauchsäule des Popocatepetel untersuchen, beschrieb höchst anschaulich die Städte, Tempel,

Blumengärten und öffentlichen Anstalten dieser Völker. Aber wo nur Widerstand oder Mißtrauen sich einstellte, ließ er töten und verderben ohne jede Ehrfurcht vor Leben und Kultur. Sie durchzogen blühende Ortschaften, die sie zum Schauplatz furchtbarer Gemetzel machten, deren sie sich gar noch rühmten.

Endlich gelangten sie zur Hauptstadt selbst, wundersam in einem großen See gelegen, nur auf langen Dämmen zugänglich, von einer weither kommenden kunstvollen Wasserleitung gespeist, herrlich ausgebaut mit Türmen, Palästen und Höfen. Da residierte Montezuma. Sonderbar zeremonielle Begrüßung und dann das angebliche Geständnis des Montezuma, daß sein Volk auch erst in dieses Land gezogen, und daß gewiß der ferne große Kaiser sein echter alter Oberlehnsherr sei. Cortes und Montezuma tauschten Geschenke. Der Gast wurde fürstlich untergebracht, blieb aber auf seiner Hut. Die bei jedem Zusammenstoß mit den Eingeborenen ausgesprochene Forderung auf Annahme des Christentums und Zerstörung der angestammten Heiligtümer stieß hier auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Eines Tages dünkte es Cortes am sichersten, sich der Person des Herrschers selbst zu bemächtigen. Durch seine Dolmetscher machte er ihn fügsam und führte ihn scheinbar in allen Ehren, aber offenbar schon unter unheimlicher Stimmung des Volkes, in das spanische Hauptquartier ab. Nun bediente er sich der geheiligten Person als Ratgeber, mehr noch zur Mahnung, vor allem als Geißel.

Da erscheint plötzlich die viel größere Gefahr im eigenen Rücken. Von der Küste her kommt die Nachricht von der Landung eines anderen spanischen Aufgebots unter Panfilo Narvaez, der im Auftrage des Diego Velasquez mit Schiffen und überlegener Mannschaft Rechenenschaft forderte. Es wurde das Gerücht ausgesprengt und geflissentlich genährt, Cortes und seine Leute seien Betrüger, ihr eigener Herrscher gebe sie preis. In diesem Augenblick erreichte die Latkraft des Conquistador ihre Höhe. Mit einer Handvoll Leuten zieht er dem weit überlegenen Narvaez entgegen, sendet ihm höfliche Botschaft, stürmt mit ein paar Verwegenen seinen Turm und nimmt ihn ohne weiteres als Rebellen gefangen. Mit einer unglaublichen Energie behauptete er sich zwischen den eigenen Landsleuten und den tief erregten, in ihrem Glauben an die übermenschlichen Kräfte der ersten Spanier erschütterten Eingeborenen. Die Mannschaften des Narvaez nahm er selbst in seinen Dienst.

Inzwischen aber war in der Hauptstadt, wo Cortes den seiner Aufgabe nicht gewachsenen Alvarado als Führer gelassen hatte, die Empörung ausgebrochen; die Priester erregten die Massen, nachdem die Spanier an ihre Götterbilder die Hand gelegt und unter den Wehrlosen brutal gewütet hatten. Die Mexi-

kaner wehrten sich mit dem Mute der Verzweifelten, und selbst mit seinen Verstärkungen vermochte der zurückgekehrte Cortes die Lage nicht zu meistern. In der Inselstadt waren sie wie abgeschnitten, die Dämme wurden ihnen zerstört und unübersehbare Massen bedrängten sie von allen Seiten. Nun bediente man sich des Montezuma. Er sprach zu seinem Volke, wurde aber kaum gehört, vielmehr von einem Hagel von Steinen getroffen und endete bald danach, vielleicht an diesen Wunden, vielleicht von der Hand eines Spaniers, da er zu nichts mehr nütze war. Cortes faßte notgedrungen den schweren Entschluß, die Stadt zu räumen, mit allen Mitteln die Lücke in einem der Dämme zu schließen und mit seinen Schätzen und Mannschaften in der Nacht abzuziehen. Allein die Feinde waren viel zu sehr empört, als daß der Plan hätte gelingen können. Auch in der Nacht wurden die abziehenden Spanier von allen Seiten bedrängt; es gab ein unbeschreibliches Blutbad in dieser Nacht, die den Spaniern als noch trister unvergeßlich bleiben sollte. Nicht genug damit. Auf dem Rückzuge stellte sich ihnen bei Tage das ungeheuer überlegene Aufgebot des ganzen Volkes entgegen, geführt von einem neuen Herrn im prunkenden Schmuck von Federn, Gold und Silber. Stundenlang wogte der Kampf, und die Sache schien verzweifelt für die Spanier, bis wiederum Cortes ganz persönlich mit wenigen Entschlossenen die Reihen durchbrach, gerade auf den feindlichen Führer los, und mit dessen Tode die entscheidende Wendung herbeiführte. Aber sehr zusammengeschmolzen und vielfach verwundet, retteten sich Cortes und die Seinen nur mit Not in das treugebliebene Tlascala. In Verbindung mit der Küste rüstete er neu auf, um im Laufe der nächsten Monate alles Verlorene und noch mehr zurückzugewinnen.

Mitten aus diesen Ereignissen schrieb Cortes seinen Bericht vom 20. Oktober 1520, dem die Schätze des Montezuma als eindrucksvollster Ausweis seiner Taten und als Unterpfand seiner Zukunft vorausgeschickt waren.

Wir werden bald Näheres darüber erfahren, wie das alles auf Karl V gewirkt hat. Die Schätze machten dem Hofe einen starken Eindruck; das lehren gelegentliche Äußerungen und ihre Aufnahme in den Niederlanden. Teile schenkte Karl seinem Bruder Ferdinand, von denen noch heute das Museum für Völkerkunde in Wien ein paar Prachstücke aus Gold, Edelfsteinen und kunstvoller Federarbeit bewahrt. Im übrigen befand sich der Kaiser ja auf der Heimfahrt in seine spanischen Königreiche, wo ihn alle diese Dinge noch lange beschäftigen sollten. Nach vielem Hin und Her hat er später auch zwischen Velasquez und Cortes zugunsten des tollkühnen und erfolgreichen Eroberers von Mexiko entschieden.

Noch in den Niederlanden aber, in Brügge, hatte Karl am 22. Mai 1522 sein erstes Testament entworfen „angesichts der bevorstehenden gefährlichen Fahrt“. Es wurde erst in England mündlich und im Original bezeichnenderweise wiederum unmittelbar vor der Fortsetzung der Seefahrt auf Schloß Waltham bei Southampton am 3. Juli vollzogen. Als wollte der Kaiser an diesem Wendepunkte seines Lebens noch einmal die für ihn entscheidenden religiösen und dynastischen Ideen niederlegen, ergab er sich in den Schutz und die Fürbitte seiner heiligen Patrone, ordnete die gottesdienstlichen Handlungen und Stiftungen für den Fall seines Todes, bestellte zu Vollstreckern seines Willens die ihm nächststehenden hohen Herren von Nassau, Lannoy und Hoogstraeten neben dem Beichtvater Clapion und dem Grefstier des Goldenen Vlieses, de Blioul. Endlich aber verfügte er überaus denkwürdig über den Ort seiner Beisehung. Sollte er noch in den Niederlanden abgerufen werden oder in ihrer Nähe, so will er ruhen in Notre Dame zu Brügge neben seiner Großmutter, Dame Marie, Herzogin von Burgund. Sollte er aber zur Zeit seines Todes das Herzogtum Burgund, wie er es durch sein letztes Bündnis anstrebte, zurückgewonnen haben, so will er beigesetzt werden in der Chartreuse bei „seiner“ Stadt Dijon an der Seite seiner Vorfahren Philipps des Kühnen, seines Sohnes Johann und Philipps des Guten. Sollte ihn der Tod auf der weiteren Reise oder in Spanien ereilen, dann will er bestattet sein in Granada bei den Großeltern Ferdinand und Isabella, den katholischen Königen, und seinem Vater, Don Philipp.

Begehrlich streckte er die Hand rückwärts in das Altburgundische, das er zurückerobern wollte. Aber seine Fahrt und seine Augen waren zugleich vorwärts gerichtet auf Spanien, wo ihn die Weltherrschaft erwartete und ein im Kampfe klug und treu gewordenes Volk, — Spanien, das ihm bald zur Heimat werden sollte und dessen er in diesem frühesten seiner Memento mori zum ersten Male so liebevoll gedachte.

